

# Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Stuttgart den 23. August 1905

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Postgebühr 35 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Jettin (Zunbet), Wilhelmshöhe, Postweg 10 bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Turbach-Strasse 12.

## Inhalts-Verzeichnis.

Gegen den Fleischwucher. — Jugend und Sozialismus. III. Von J. Erabinger. IV. Von Emly Stok. V. Von Emil Unger. — Seimarbeit oder Volkshilf? Von M. H. — Arbeiterinnenorganisation in Frankreich. Von ad. br. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Von den Organisationen. — Politische Rundschau. Von G. L. — Gewerkschaftliche Rundschau. Notizenteil: Der Kampf in der vogtländisch-thüringischen Textil-Industrie. — Frauenbewegung. — Verschiedenes. — Quittung. Beilage: Bericht der Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands von Anfang August 1904 bis Ende Juli 1905. — Adressen-Verzeichnis der weiblichen Vertrauenspersonen in Deutschland. Feuilleton: Geseh und Not. Spruch von Volksged. — Der Holzler-Dansl. Eine einfache Geschichte aus dem Gebirge. Von Hermann Haber.

## Gegen den Fleischwucher.

Fleischteuerung, Fleischnot! so klingt es auf Märkten und in Metzgerläden; so melden Zeitungen; so schreit es in Millionen Haushaltungen. Fleischteuerung, Fleischnot, diese Worte bohren sich schmerzhaft in das Hirn all der Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen, bei denen wochaus woch ein Schmalhans Küchenmeister ist, und oft genug der Hunger als furchtbarer Gast am Tisch sitzt.

Tatsächlich leidet die große Masse des arbeitenden Volkes ständig unter Fleischnot. Auch wenn das Fleisch verhältnismäßig billig ist, bleibt es für den schwachen Beutel der Armen und Wenigbemittelten ein gar nicht, das hat die Wissenschaft schon längst bewiesen. Es sei nur an eine Feststellung aus jüngster Zeit erinnert. Dr. Goldstein-Berlin hat eine sehr sorgfältig revidierte Berechnung aufgemacht, nach welcher die deutsche Bevölkerung im Jahre pro Kopf rund 24 Kilo Fleisch zu wenig verzehrt. Ihr fehlt damit ein Drittel des Fleischkonsums von 72,6 Kilo, den sie haben müßte, wollte sie sich so gesund ernähren, wie es die Hygiene fordert. Niemand aber wird behaupten, daß der bei weitem zu niedrige Fleischverbrauch auf die Klassen entfällt, welche ihre Fettleibigkeit alljährlich in den Bädern kurieren oder in Gebirgsreisen abzulaufen bemüht sind. Er benachteiligt vor allem das Proletariat, das den Mangel abzuwehren sucht, so gut es geht. Sein „Fleischhunger kommt deutlich zum Ausdruck in den 68486 Pferden und anderen Einhufern, sowie den 2524 Hunden, die im zweiten Halbjahr 1904 zu Ernährungszwecken geschlachtet worden sind. Diese mangelhafte Ernährung bildet einen sehr wichtigen Grund für die statistisch festgestellte viel größere Sterblichkeit der Arbeiterbevölkerung gegenüber der wohlhabenderen Klasse.“ Es ist kein „Umstürzler“, es ist Dr. Goldstein, der also in der „Sozialen Praxis“ spricht, einem äußerst „gutgesinnten“ Organ, das sich redlich bemüht, die Sünden der heutigen Ordnung wegzuschminken.

Freilich: die Proletarierin bedarf kaum solcher Zeugnisse, um an das Vorhandensein stetiger Fleischnot zu glauben. Sie kennt sie so gut an den Angsten und Sorgen, unter denen sie nachrechnet und die Zehner umdreht, wenn sie Fleisch, Wurstwaren, Speck und Fett einkauft. Sie spürt sie an dem Knurren des Magens, während sie das halbe Pfund ausgekochte Rindfleisch sorgfältig in winzige Portionen zerlegt. Sie grinst ihr entgegen aus den hohlen Wangen des Mannes, der bei seiner schweren Arbeit noch viel zu schlecht ernährt wird, auch wenn ihm die Hausmutter die größten und besten Bissen zuschiebt; aus den blutleeren Gestalten der Kinderchen, deren schwächliche Blicke den lederen Schmaus hinter den Auslagensfenstern der Fleisch- und Wurstwarenläden förmlich verschlingen. Der einzelstehenden Arbeiterin aber, „die nur für sich zu sorgen hat“, das heißt die allein in ihrem Kämmerchen oder ihrer Schlafstube darben muß, führt die ewige Schmalzstulle den Mangel an Fleisch genügend zu Gemüt.

Und nun ist die Fleischnot infolge der Fleischteuerung noch viel größer geworden und wird noch schlimmer werden! Die Preise für alle Arten Fleisch und Fleischwaren haben derart angezogen, daß sie diejenigen der höchsten Teuerungsmomente von 1902 weit übertreffen. Für breitere Schichten des Proletariats als je seit

unerschwinglich geworden. Nicht bloß Rind- und Kalbfleisch steht hoch im Preise, ganz besonders auch hat sich das Schweinefleisch verteuert, das gerade im Haushalt der Armen und kleinen Leute eine große Rolle spielt. Aber nicht nur teurer ist das Fleisch geworden, auch minderwertiger obendrein, weil die Züchter das Vieh rasch aufführen, um die ihnen vorteilhafte Marktlage auszunutzen zu können.

Die Folge dieser Dinge muß sein, daß der ohnehin schon viel zu knappe Verbrauch an Fleisch in der arbeitenden Bevölkerung sowohl nach Quantität wie Qualität noch mehr sinkt. Für viel Geld gibt es wenig und obendrein oft geringwertiges Fleisch. Eine Mahlzeit mit genügendem und gutem Rind-, Kalb- oder Schweinefleisch wird immer mehr zum Luxus, der ausnahmsweise einmal vorkommt. Dafür nimmt der Verzehr von Pferde- und Hundfleisch schnell und stark zu. Fast aus allen großen Städten und Industriezentren wird das übereinstimmend gemeldet. Die Verschlechterung der Ernährung aber ist gleichbedeutend mit einer Schädigung der Gesundheit, mit einer Herabsetzung der Leistungsfähigkeit, mit einem Steigen der Sterblichkeit, zumal der Kindersterblichkeit. Kurzum, die herrschende Fleischteuerung wird dem eigenen Leben der Proletarierin wie dem ihrer Lieben im höchsten Maße verhängnisvoll.

Nichts notwendiger daher, als daß sie die Frage nach dem Warum der lastenden Nöte und Leiden aufwirft. Warum, ja warum? Fleischer und Viehzüchter werfen die Schuld auf den Teuerungsspreiz des Fleisches zu. Statistisch nachweislich haben die letzteren darin recht, daß die Herren Metzger stets sehr schnell bei der Hand sind, bei steigenden Viehpreisen den Preis des Fleisches in die Höhe zu schrauben, daß sie sich aber sehr langsam dazu entschließen, dieselben bei sinkenden Viehpreisen wieder herabzusetzen. Allein trotzdem sind nicht sie die Urheber der gegenwärtigen Fleischnot, sondern die unerfülllichen verhängnisvollen Junker und Junkerengenossen.

Die Fleischteuerung ist verursacht durch das starke Anziehen der Viehpreise, welches künstlich geschaffen worden ist durch die Absperrung des deutschen Marktes gegen die Zufuhr verbilligten Viehs und Fleisches aus dem Auslande. Was Einfuhrzölle in dieser Hinsicht schon gegen den Beutel und die Gesundheit des deutschen Volkes sündigen, das wird gegenwärtig zur Spitze getrieben durch die Grenzsperrre, die angeblich zur Abwehr von Seuchengefahr eingeführt worden ist. Unsere Leserinnen finden das eingehend an anderer Stelle dieser Nummer. Hier sei nur betont, daß Summa Summarum die empfindliche Fleischteuerung die Folge der Politik ist, welche im Interesse der agrarischen Schnapphähne der Lösung gehorcht: „Gott schütze die deutschen Schweine und Ochsen.“ Die Regierung und die ausschlaggebenden bürgerlichen Parteien — vor allem das Zentrum — sind gleichsam mitschuldig an dem Verbrechen dieser Wirtschaftspolitik, die nach dem Inkrafttreten der neuen Handelsverträge auch dem Rückständigsten und Denkschwächsten im Proletariat zum Bewußtsein kommen müssen.

Die Fleischteuerung mahnt eindringlich die Frauen des Volkes, mit einem verächtlichen Fußtritt die Spießbürgerweisheit zur Seite zu schleudern, daß die Politik nur Männer Sache sei. Die Politik ist es, die schamlose Geldsackpolitik der Junker und Scharfmacher, die mit raubgieriger Faust in den Kochtopf der Frau faßt und ihr das Stückchen Rindfleisch herausreißt. Die Frau muß verteidigen, was für sie und die ihrigen zu des Lebens Unterhalt gehört. Der Kochtopf, der tägliche Lebensbedarf zwingt mithin ihre Gedanken zur Beschäftigung mit der Politik und muß sie zum Schutz ihrer Interessen in den politischen Kampf rufen.

Was die Politik geschaffen hat, das kann die Politik auch wieder vernichten. Die gemeinschaftliche Wirtschaftspolitik der arbeitenden Klassen und ihres Staates ist es, durch die Politik der ausgebeuteten Massen auf die Knie zu zwingen. Dazu müssen die Proletarierinnen das ihrige mitbringen. Sie müssen sich allerorten erheben zum flammenden Protest gegen den Mundraub, gegen den Diebstahl an Gesundheit und Lebendigkeit, welchen die agrarische Raffgier an ihnen und den ihrigen verübt. Ihr Sorgen, Entbehren und Leiden muß umschlagen in

Verachtung, Haß und Kampf gegen die Ordnung, aus deren Stamm die Fleischnot ein Zweiglein ist. Heraus, ihr mühseligen und beladenen Frauen des ausgebeuteten Volkes zum Kampfe gegen den Kapitalismus und den Wechselbalg, den er mit der junkerlichen Beutejucht gezeugt: den Fleischwucher.

## Jugend und Sozialismus.

III.

Genosse Franz Krüger hat in der „Gleichheit“ Nr. 15 die Zweckmäßigkeit der Jugendorganisation erörtert und vorgeschlagen, Jugendheime, wie er es nennt, zu gründen. Gegen den Vorschlag selbst hätte ich nur sehr wenig einzuwenden. Seine Durchführung in der Praxis, soweit sie möglich ist, würde nicht bloß dazu beitragen, unsere Jugend auf ein geistig höheres Niveau zu heben, sie würde auch, wie Genosse Krüger selbst treffend ausführt, vor der „Verrohung“ schützen, der die Jugend namentlich in den sogenannten „Flegeljahren“ leicht anheimfällt. Es ist bekannt, wie viel gerade die wirtschaftliche Lage der Arbeiterklasse dazu beiträgt, die Gefahren der Verwilderung zu steigern, ja sie direkt heraufzubeschwören. Aber was in den Jahren der Jugend an geistiger und sittlicher Kraft gelähmt und vernichtet wird, das bleibt ein dauernder Schaden für das gesamte kämpfende Proletariat. Die jungen Proletarier wachsen statt zu wissensdurstigen, aufopferungsfähigen Klassenkämpfern im besten Falle zu phlegmatischen Mitläufern heran. Wer selbst vom 16. Lebensjahre an in der Arbeiterbewegung gestanden ist, wer selbst ohne Anlehnung seitens älterer erfahrener und besserer Genossen bei durchgehenden mühte von der bürgerlichen Schundliteratur, von pfäffischen Verdummungsbüchern und ähnlichem bis zu den Schriften wissenschaftlichen Sozialismus und dabei nur die „Wohltaten“ der Volksschule genossen hatte: der wird begreifen, wie notwendig es ist, der heranwachsenden Generation die steilen Höhen klarer sozialer Erkenntnis durch gute Wege leichter erklimmen zu helfen. Wir würden durch die Jugendorganisation nicht nur intellektuelle, sondern auch moralische Erfolge erzielen, die für die Arbeiterbewegung im Ganzen, wie für die jungen Leute im einzelnen von eminentem Werte wären.

Allein bei dem Gedanken hieran drängt sich mir eine zweite Frage auf, die von sämtlichen Befürwortern der Jugendorganisation beiseite gelassen wurde.\* Selbst die Genossen Kautsky und Dr. Frank gingen in der „Neuen Zeit“ im vorigen Jahre nicht darauf ein. Es sei besonders auf diese Seite des Problems hingewiesen.

Sollen unsere Jugendvereine die Hoffnungen, die wir auf sie setzen, wirklich erfüllen, dann muß die Frau, die Mutter denselben Bestrebungen huldigen wie der Mann; dann darf sie nicht mehr gleichgültig zusehen, sehr oft sogar hemmen und hindern, wenn der Mann um bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen kämpft, wenn er dafür ringt, daß seine Nachkommen als freie, gleichberechtigte Männer leben können; dann muß auch die Frau mitarbeiten an dem Bau der sozialistischen Zukunft. Das ist aber heute in den Kreisen der Parteigenossen durchaus nicht allgemein der Fall. Recht oft trifft das Gegenteile zu. Der Mann steht im Kampfe der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, während die Frau noch ganz im Banne bürgerlichen Denkens lebt. Was nützt die sozialdemokratische Jugendorganisation dem Kinde, wenn dieses zu Hause von der Mutter das Gegenteil von dem hören muß, was ihm lieb und heilig gemacht werden soll?

Das Zentrum hätte seinen Einfluß auf die katholische Jugend längst verloren, wenn die Frauen nicht unter dem Einfluß der Kirche stehen würden; die katholischen und evangelischen Jünglings-, Jungfrauen- und Lehrlingsvereine hätten längst jede Bedeutung verloren, wenn nur die Männer von Pfaffen sich leiten ließen. Man wird hier einwenden, unsere Ziele sind entgegengesetzter Natur wie die des Zentrums, wir kämpfen für Licht und Fortschritt, das Zentrum aber für geistige Nacht und Rückschritt; die Jugend, die vorwärts will, muß uns von selbst zusammentun, muß in dem Sozialismus das Heil erblicken, wie verständnislos und feindselig auch immer die Mutter ihm gegenübersteht. Man vergeße bei dieser Ansicht doch nicht, daß bei der Arbeitererschaft das Geistesleben der Mutter, mit wenigen Ausnahmen, die Kinder mehr beeinflusst als das des Vaters. Deshalb sollte die Partei allgemein der Frauenagitation eine weit größere Bedeutung beigelegt werden, als dies heute noch in manchen Orten der Fall ist. Nur Hand in Hand mit der wachsenden Aufklärung

\* Der Artikel des Genossen Erabinger war bereits vor dem Erscheinen der Nr. 16 in unseren Händen. Er kann in der Folge keine Bezugnahme auf das enthalten, was in dieser Nummer zur Frage angeführt worden ist. Die Red. der „Gleichheit“.

der Frauen wird die Agitation unter der Jugend von Erfolg gekrönt sein. Nicht daß ich den Genossinnen eine Schuld beimessen will oder der noch geringen Anhängerschaft, welche die sozialistischen Ideen unter den Massen der arbeitenden Frauen haben. Sie tun, was sie können, und arbeiten meist über ihre Kräfte, um ihre Schwestern für den proletarischen Befreiungskampf zu gewinnen. Dagegen trägt ein großer Teil der Genossen Schuld daran, daß in der Arbeiterklasse das Verständnis der Frauen für den Sozialismus nicht rascher zunimmt. Sie lassen sich nicht angelegen sein, Kopf und Herz ihrer Frauen und Töchter zu „revolutionieren“, sie unterstützen die proletarische Frauenbewegung nicht, sondern verhalten sich ihr gegenüber mißtrauisch und untätig.

Das muß anders werden. Wollen wir die Jugend für den Sozialismus gewinnen, so müssen wir vor allem sozialistisch denkende und fühlende Mütter haben. Die Förderung der proletarischen Frauenbewegung auf der ganzen Linie müßte darum eine Losung für uns alle sein. Haben wir es erst so weit gebracht, daß zum Beispiel die „Gleichheit“ in der Dreimillionenpartei einen weit größeren Leserkreis besitzt, als es heute der Fall ist, so ist der Erfolg einer systematischen sozialistischen Agitation unter der Jugend voll gesichert. Damit wir die Jugend haben und halten, müssen wir die Frauenmassen haben. Um dieses Ziel recht bald zu erreichen, ist ein kräftiger Appell an die Delegierten des Jenenser Parteitagß vonnöten. J. Trabinger-Karlruhe.

## IV.

Der Artikel des Genossen Krüger in Nr. 15 der „Gleichheit“ über „Jugend und Sozialismus“ hat in der letzten Nummer der Zeitschrift schon verschiedene Meinungsäußerungen hervorgerufen. Mich erfüllen die Ideen des Genossen Krüger mit großer Begeisterung, nur die Ausführbarkeit seiner Vorschläge scheint mir nicht leicht. Es muß aber trotzdem versucht werden, ob nicht eine Möglichkeit vorhanden ist, dieselben in die Wirklichkeit umzusetzen. Genosse Krüger will die Erziehung der Kinder in den Jugendheimen in zwei geforderte Gruppen einteilen, von denen die eine Kinder von 10 bis 14 Jahren, die andere junge Leute von 14 bis 18 Jahren umfaßt. Er legt besonderen Nachdruck auf die Tätigkeit der ersten Gruppe. Ich stimme seiner Ansicht ganz bei, im Gegensatz zur Genossin Zieg.

Die proletarische Familie ist nur in den seltensten Fällen in der Lage, auf Geist und Gemüt der Kinder einzuwirken. Es fehlt in ihr vor allen Dingen an Zeit und auch an pädagogischer Einsicht. Gerade aber in dem Alter von 10 bis 14 Jahren ist es unendlich wichtig, das Kind vor schlechten Einflüssen zu schützen. Besonders die Großstadtfahrten wirken vernichtend auf die kindliche Entwicklung. Die Seele des Kindes beginnt in dieser Zeit empfänglich für alles Große und Schöne zu werden, und da gilt es, einen starken Einfluß auszuüben, ohne aufdringliche Tendenzen, aber so erfüllt von der Liebe zur Menschheit und dem bewußten Streben, das Ich auf das Höchste zu vervollkommen, daß dieser Einfluß das Kind zum Sozialismus führen muß. Hat sich ein Kind von 10 bis 14 Jahren täglich stundenlang in einem Milieu bewegt, das auf seinen Charakter eine Einwirkung in dem Sinne unserer sozialistischen Weltanschauung ausübt, braucht man für die ältere Jugend kaum geforderte Organisationen zu schaffen. Der junge Mensch, der als Kind durch sein empfindende, charaktervolle und pädagogisch geschulte Erzieher beeinflusst worden ist, wird dann von selbst die Bildungsstätten aufsuchen, die doch schon jetzt vorhanden sind oder zu denen kräftige Ansätze existieren. Da sind die Arbeiter-Bildungsschulen, Bildungsvereine, die gewerkschaftlichen Organisationen, die auch immer mehr geistig erzieherisch wirken müssen, und von da aus wird der Schritt zu den Parteiorganisationen ein selbstverständlicher sein, wenn das Alter erreicht ist, welches das Gesetz für die Zugehörigkeit zu einem politischen Verein vorschreibt.

Ist nun die Möglichkeit vorhanden, Jugendheime zu schaffen? Ob die Partei selbst die Gründung der Heime im Anfang übernehmen kann, halte ich für sehr zweifelhaft. Der Andrang der Kinder würde ein zu großer werden, und die Partei könnte kein Kind eines Parteigenossen zurückweisen. Würde aber nicht aus der Arbeiterklasse selbst, seitens der Gewerkschaften, der Frauenvereine und bemittelter Parteigenossen, die ja alle das regste Interesse an dieser Frage haben müssen, die Gründung von Jugendheimen zu ermöglichen sein? Durch verpflichtende Beiträge ließen sich, so scheint mir, Anfänge dazu schaffen. Die Arbeiterfamilie erhält für einen geringen Beitrag sofort eine große Gegenleistung, indem man ihr stundenlang tagsüber die Kinder abnimmt. In großen und mittleren Städten würden die erforderlichen materiellen Mittel und auch die Lehrkräfte aufzubringen sein. Allerdings halte ich die Frage der Gewinnung von Lehrkräften für die schwierigste. Wir wollen in erster Linie Parteigenossen haben, vielleicht noch uns näherstehende Gelehrte und Künstler. Den Parteigenossen sowohl, die meist durch ihre politische Tätigkeit aufs Höchste in Anspruch genommen sind, wie den geistig und künstlerisch Schaffenden, die oft materiell schwer zu kämpfen haben, müßte für das wertvolle Amt ein gutes Äquivalent geboten werden. Abgesehen von ihnen würden aber auch gewiß eine größere Anzahl Frauen aus Arbeiterkreisen und aus Kreisen der Bessersituierten die zu unserer Partei gehören, für die Aufgaben im Heim sehr geeignet sein und mit Begeisterung ihre Zeit dafür aufwenden. Oft ist die Frage an mich herangetreten: „Wo kann ich denn mitarbeiten, rein politisch kann ich mich nicht betätigen.“ Erschloße sich da nicht für alle, die im Dienste des Sozialismus, aber nicht politisch wirken wollen oder können, ein großartiges Arbeitsgebiet?

Mein Vorschlag geht dahin, daß sich eine Gruppe von Parteigenossen bildet, die im Einverständnis mit der Partei-

leitung den Versuch zur Gründung eines Jugendheimes in kleinem Maßstab macht. Gelingt dieser Versuch, so erfolgt die Gründung in größerem Maßstab, und die Heime werden eventuell gänzlich der Partei angegliedert.

Emmy Stock-Berlin.

## V.

Genosse Krüger hat mit seinem Artikel: „Jugend und Sozialismus“ eine Frage angechnitten, die, wie er richtig bemerkt, für die Partei von eminentester Wichtigkeit ist, deren Lösung aber für uns eine der schwierigsten Aufgaben darstellt. Nicht nur, daß uns dabei die Vereins- und Versammlungsgesetze unserer teuren Vaterländer die Bewegungsfreiheit beschneiden, kommen auch noch andere Hemmungen verschiedener Natur hinzu. Und doch dürfen uns selbst Verge von Hindernissen nicht zurückschrecken, an die Lösung der Aufgabe heranzutreten und dadurch das Proletariat seinem Ziele um ein beträchtliches näher zu bringen.

Mit richtigem Instinkt haben Kirche und Staat herausgefunden, daß sie sich der Jugend bemächtigen müssen, um ihre Macht zu festigen und zu erhalten. Deshalb umklammern sie das Hirn des Kindes vom Tage der erwachenden Denkfähigkeit an, wie die Spinne ihr Opfer, pressen ihm jeden gefunden Saft aus und Ineten es nach ihrem Wunsche. Und so tritt das Proletariatskind ins Leben, den Kopf vollgepropft mit einem Wust von Bibelsprüchen patriotisch-geschichtlichen Kremskrams, des Lesens und Schreibens meist in nur ungenügendem Maße kundig, unvorbereitet für den Kampf ums Dasein und meist ganz verständnislos für die Notwendigkeit des Kampfes für die Befreiung, den die Arbeiterklasse führen muß. Da gilt es nun, mit der Arbeit zu beginnen und den Samen des sozialistischen Erlösungsgedankens auszustreuen, Mittel und Wege zu finden, um die heranwachsende Jugend in den Kreis der sozialistischen Anschauungen und Bestrebungen einzuführen. Daß hierzu Vereine und Bildungsgelegenheiten geschaffen werden müssen, darin sind wir wohl alle einig. Es fragt sich nur, wie?

Da die Vereinsgesetze in den verschiedenen Bundesstaaten nicht dieselben sind, so kann von einer einheitlich aufgebauten und geleiteten Jugendorganisation nicht die Rede sein, sofern durch sie unmittelbar ausgesprochen politische Zwecke erreicht werden sollen. Und einheitlich, von einem Band umschlungen, müßte das Unternehmen sein, um Erfolge zu erzielen. Es bliebe da nur ein Weg übrig, und er scheint mir auch der einzig gangbare zu sein: nämlich die Gründung eines Jugendbildungsvereins ohne jeden politischen Charakter für die Jugend im Alter von 14 bis 18 Jahren, der sich über ganz Deutschland erstreckt. In jedem Orte, in dem eine größere Anzahl Genossen vorhanden ist, müßte nach dem Muster der großen Gewerkschaftsorganisationen eine Filiale dieses Vereins gebildet werden. Man setze dann bestimmte Abende und Stunden fest, wo die Mitglieder sich zwanglos zusammensind. Eine Bibliothek, dem Alter und der Ausnahmefähigkeit der jungen Leute angepaßt, müßte zur Stelle sein. Auch sollten sozialistische Zeitschriften und sonstige für die Jugend geeignete Lektüre ausliegen, welche unsere Weltanschauung zu fördern geeignet ist. Vorträge über Naturwissenschaft, Geschichte, Volkswirtschaft, Gewerbehygiene, Unfall- und Versicherungsgesetze, Gewerbeberichte, Arbeitersekretariate und dergleichen mehr, in allgemein verständlicher Art, sollten gehalten werden. Auch dürften im Sommer gemeinschaftliche Ausflüge, im Winter literarische Abende den Geist der Solidarität entwickeln und pflegen und die Bildung fördern. Die fortgeschritteneren Mitglieder der Organisation könnten sich nach Herzenslust mit politischen Fragen beschäftigen, ja es wäre sogar ihre Pflicht, dies zu tun, eine Pflicht, deren Erfüllung kaum ausbleiben würde. Die älteren Genossen hätten den jüngeren mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und in jeder Angelegenheit Auskunft zu erteilen. Es scheint mir sicher, daß eine derart vorgebildete Jugend sich, sobald das Gesetz es erlaubt, der sozialdemokratischen Partei anschließen, daß sie mit Leib und Seele der sozialistischen Idee gehören und opferfreudig, überzeugt für sie kämpfen würde.

Durch einen gezielten Nachwuchs müßte das Fundament des gewaltigen Baues der Sozialdemokratie gestärkt werden, der als ein Wahrzeichen der größten und tiefsten Freiheitsbewegung in der Geschichte emporragt.

Emil Unger-Niedorf-Berlin.

### Heimarbeit oder Volksbildung?

Daß ich hoch im Lichte gehe  
Rüssen tausend Häße bluten,  
Tausend lassen ihre Ruten,  
Tausend suchen ihrem Wehe.

Rüssen tausend Hände weben  
Tief im Dunkel Himmelsgaben,  
Tief in Schmutz und Nacht vergraben  
Tausend ihrem Gott vergeben.

Der dies schrieb, Wilhelm Weigand, ist kein Sozialdemokrat. Er betrachtet die Welt nicht unter dem Einfluß parteipolitischer Anschauungen; wie sich die Dinge in seiner Seele spiegeln, so faßt er sie in Worte. Er spricht mit der Sicherheit des echten Dichters das aus, was ist.

Man wäre wohl versucht, zu glauben, daß nicht nur innere Anschauung ihm die Feder geführt habe. Hat er vielleicht selbst eine jener trostlosen Höhlen der Heimarbeit betreten, deren Bewohner, im engsten Raume zusammengepfercht, den bitteren, aussichtslosen Kampf mit Not und Elend führen, in dem sie ewig die Besiegten sind? Hat er beobachtet, wie sich in diesem düsteren Rahmen, der manchmal zwei oder mehr Familien umfaßt, das ganze Dasein mit allen intimsten Vorgängen in einer Gemeinsamkeit abspielen muß, welche den Begriff des Heimes schändet? Die

dumpfe Atmosphäre solcher Armut und Entbehrung schwächt nicht nur die körperliche Gesundheit, sie führt unerbittlich zu geistiger Verklammerung.

Zwischen dem hastigen gleichförmigen Schaffen findet sich für Mann, Weib und Kind eben noch Zeit zum Essen und Schlafen, soweit beides nicht entbehrt werden kann; was darüber hinausgeht, gehört der Arbeit. „Tief in Schmutz und Nacht vergraben“ arbeiten sie sich die Finger wund und die Augen trübe für einen Hungerlohn. Wer die Hände rühren kann, darf nicht ruhen. Die Mutter in ihrer sieberhaften Tätigkeit bewacht daneben sorgsam die Kinder, daß sie keine Zeit verlieren — „Zeit ist Brot“. Aus all diesen Werkstätten fleißiger Arbeit und bitterster Not hört das feinere Ohr den tiefen Seufzer des entwürdigten Menschentums emporsteigen. Sie fluchen ihrem Wehe, diese schon bei der Geburt Enterbten, mit heiligem Zorn, mit tiefer Empörung, solange sie das Gefühl ihrer Menschenwürde noch nicht verloren haben.

Zwei Dinge sind es, welche die Hausindustrie zum Fluche derer macht, die ihr verfallen sind. Zuerst der ungenügende Lohn, der sie und ihre Familie verelendet, und dann der Mangel an Zeit. Die Ausfüllung des ganzen Tages mit der geisttötenden mechanischen Arbeit hindert die Entwicklung des Geistes mit unerbittlicher Macht. Der Mangel an Zeit entwürdigt die Betroffenen zu Sklaven, zu bloßen Werkzeugen der Produktion, ihr Heim zu einem schlechten Arbeitsplatz, der den müden Gliedern zugleich als Ruhestätte dienen muß, wenn die Kraft versagt. Nur derjenige kann heute noch für die Heimarbeit in ihrer jetzigen Form eintreten, welcher in der Arbeiterfamilie nur eine lebende Maschine sieht, welche billiger ist als die eiserne und deshalb noch besser geeignet, das Kapital zu mehren, das Vermögen des Unternehmers zu steigern.

Wir Sozialdemokraten aber, die als Zerstörer des Heimes und der Familie gelten, wir fordern dafür mehr als nur vier Wände, innerhalb deren man gemeinsam schuftet und gemeinsam hungert. Das Heim sei vor allem eine Stätte der Kultur, welche Eltern und Kinder durch das Band geistiger Interessen verbindet. Aber wie kann das Heim diese Bedeutung haben, wenn es vor allem Arbeitsstätte, Ausbeutungsstätte ist? Die Lehrer, welche für die anvertrauten Kleinen ein warmes Herz haben, erkennen die Opfer der Heimarbeit an der Mähdigkeit, der Unfähigkeit, dem Unterricht zu folgen. Die Last der täglichen Erwerbsarbeit läßt ihnen keine Kraft, sich das gebotene Wissen anzueignen. Dieser Raub an der Kinderseele hat die Lehrer zu einer eifrigen Agitation geführt, die von allen wahren Kinderfreunden unterstützt, zu einem leider sehr ungenügenden Gesez geführt hat. Unsere Mindestforderung muß sein: Kein Kind darf vor dem vollendeten vierzehnten Jahre Erwerbsarbeiten leisten. Schlimm genug ist es wahrlich, daß des Proletariats Kind mit vierzehn Jahren in das Erwerbsleben eintritt. Bestenfalls hat es die ersten Anfangsgründe bemeistert; das eigentliche Lernen, das geistige Erfassen, kann erst jetzt beginnen, nachdem der Grund gelegt ist. Aber nun heißt es erwerben, verdienen. Wer von den Schulentlassenen jetzt der Heimarbeit verfällt, wer in die Hausindustrie einbezogen wird, kann auf Weiterbildung nicht mehr rechnen. Zuerst fehlt die Zeit und die Gelegenheit, dann verschwindet die Lust, es erlahmt die Kraft. Diese verarmten Seelen haben freilich als Arbeiter die größte Anwartschaft auf das Lob des Arbeitgebers. Demütig und ergeben in ihr freudenarmes Loß, leben sie hin, ohne zu denken, ohne Hoffnung auf Erlösung, ohne Versuch, dem Elend zu widerstehen.

Wenn es die Frau allein ist, die Heimarbeit tut, sieht es nicht besser aus; lastet doch auf ihr noch Haushalt und Kinderpflege. Nicht nur in den kleinen Städten, in den entlegenen Industriedörfern findet man diesen Kultur mord. Mitten in der Großstadt mit all ihren reichen Möglichkeiten spielt sich dieselbe Tragödie ab; aber niemand fragt danach. Eine Berliner Heimarbeiterin, eine einfache Frau, spricht ihren Schmerz über ihr Schicksal ergreifend aus: „Weil ich meine Kinder nicht erziehen kann, der anhaltenden Arbeit und meiner Krankheit wegen, hatte ich sie nach dem Waisenhaus gebracht, aber mein Mutterherz konnte es nicht lange aushalten, und ich habe sie nach drei Monaten wieder geholt. Ich hoffe, daß sie sich selbst erziehen und beaufsichtigen werden; ich kann es nicht.“ Wie diese eine spricht, denken manche, fühlen viele — ändern kann es keine. Denn sie alle, die nie eine Stunde der Muße erübrigt haben, um selbst zu lernen, wo nehmen sie Zeit her zur Erziehung der Kinder? Leb aber trotzdem in ihrer Seele das Bewußtsein dessen, was ihnen fehlt, so werden sie doch ihren Kindern einen Schatz reichen können, der sie für das andere entschädigen muß: den großen Durst nach Wissen, die große Sehnsucht nach geistigen Gütern.

Sowie sie lernen, ihre natürlichen Gaben, ihren gesunden Menschenverstand zu brauchen, fordern die Arbeitenden ihren Anteil an der Bildung des Jahrhunderts. Je tüchtiger der Charakter, je energischer der Wille, um so eifriger und rastloser treibt sie dem Drang der tiefsten Seele nach mehr Wissen. Sie sammeln Kenntnisse, um die Lücken auszufüllen, um den Einblick in den Zusammenhang der Dinge zu erwerben und zu erweitern. So erwerben sie Schritt vor Schritt den Boden zum Aufbau einer eigenen Weltanschauung, wie sie ihrer Natur entspricht und ihrem Geiste genügt. Das aber ist Bildung, und jeder geistig rege Mensch trachtet nach dieser Bildung als einer notwendigen Ergänzung seines inneren Lebens, der Vollendung seines persönlichen Daseins, welche mit seinem geistigen Wachstum immer gleichen Schritt hält. Freilich fühlt er dann auch doppelt die drückenden Fesseln, die ihn an die Lebensweise eines Arbeitstiers ketten; die Hoffnungslosigkeit seiner äußeren Lage wird ihm deut-

licher bewußt und deshalb auch unerträglich. Wenn sich auch die schwächeren Seelen in das Unvermeidliche fügen und zuletzt, abgestumpft und ermattet, ihre schwer errungene Bildung vergessen, so ergibt sich doch die stärkere Seele nicht. Sie kämpft bis zu Ende und pflanzt den heiligen Funken in die Seele der kommenden Generation, daß er hier zur leuchtenden wärmenden Flamme werde.

Unter allen aber, die von ihrer Hände Arbeit leben, haben die Hausindustriellen, Mann und Weib, die geringste Bildungsmöglichkeit. Sie sind die Bedrücktesten unter den Bedrückten; es fehlt ihnen nicht nur an Zeit, sondern auch an Gelegenheit, durch den Umgang mit fortgeschrittenen Kameraden zu besserer Einsicht zu gelangen. Die gemeinsame Arbeit ist an sich bildender Natur, sie knüpft ein Band des Interesses, welches die Genossen einander annähert und weiteren geistigen Verkehr anbahnt. Die verschiedenen Naturen, die verschiedenen Kenntnisse ergänzen sich oft in erfreulichster Weise. Keiner von allen, die da zusammen schaffen, hat in langer freier Jugendzeit Gelegenheit gefunden, seinen Geist vielseitig zu bilden. An der Pforte der Erkenntnis, die ihnen verschlossen blieb, mußten sie sich abwenden, um Brot zu finden. Aber wo sie gute Kameraden treffen, da ist auch mehr als Brot; einer hilft dem anderen geistig und fördert ihn oft mit wenig Worten. Er erzählt von dem Kurzus, den er besucht hat, und weckt in den Genossen die Lust zu gleicher geistiger Arbeit. Ein Mädchen, das zur Versammlung ging, schildert den Genossinnen den Eindruck, den sie empfangen; manche Zuhörerinnen werden das nächste Mal mitgehen. Ein anderer großer Vorzug der Fabrik liegt in der festbestimmten Arbeitszeit, dem Feierabend. Mit dem Tore der Fabrik schließt sich hinter dem Arbeiter jeder Anspruch des Unternehmers auf seine Zeit. Der Abend gehört dem freien Menschen. Je kürzer die Arbeitszeit, je größer naturgemäß die Ruhezeit, je größer die Möglichkeit zum Lesen eines guten Buches, zum Hören eines interessanten Vortrags. Der Heimarbeiter hat keinen Feierabend, wie er auch zumeist keinen Sonntag hat. Während die gemeinsame Arbeit den Segen der Kameradschaft genießt, steht die Familie der Heimarbeiter für sich, blickt mit Abneigung auf den Konkurrenten, statt mit Teilnahme auf den Mitbelasteten.

Der Kampf gegen die Heimarbeit in ihrer jetzigen Gestalt ist ein Kampf der Kultur gegen die Barbarei, des freien Menschentums gegen die Sklaverei des Hungers und des Elends. Wir fordern, daß jeder Lebende seinen Anteil habe an dem Dasein im freien Lichte geistiger Klarheit. Nicht länger sollen die Tausende fronen in dumpfer Unwissenheit, damit die Wenigen froh genießen. Der Ruf nach allgemeiner Bildung ist gleichbedeutend mit dem Ruf nach Abschaffung der Heimarbeit. Wir erheben diesen Ruf mit frohem Mute, denn wir wissen uns darin einig mit allen, die für das Wohl des ganzen Volkes — nicht nur für einzelne Ausgewählte — ein Herz haben. Eine Arbeitsform, welche dem rauen Beschäftigten alle besten Menschengüter systematisch vorenthält, ist schon dadurch gerichtet; sie hat ihre Existenzberechtigung verloren. Ein jeder arbeite, aber ein jeder erfreue sich auch der notwendigen Ruhe. Jedem sei es gegeben, hoch im Lichte der Geistesfreiheit zu gehen.

Die Erhebung einer ganzen Schichte des Volkes auf eine höhere Stufe allgemeiner Bildung bedeutet eine geistige Bereicherung der Welt, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Wer je einen Blick getan hat in die unheimlichen Tiefen der hausindustriellen leiblichen und geistigen Not, der kann nicht anders, als der Bewegung, die hier Abhilfe schaffen will, seine Kräfte leihen. Hier wie überall ist das materielle Elend Grundbedingung des geistigen. Hat man den Hungernden mehr Brot erobert, dann gilt es, ihr unveräußerliches Recht auf die Kulturschätze der Nation zu verteidigen.

**Volksbildung oder Heimarbeit?** Die Antwort kann nicht schwer, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Aus dem Heim der endlos frönenden Mühsal schaffe man ein Heim geistiger Kultur, in dem freie Menschen und frohe Kinder gedeihen.

M. H.

**Arbeiterinnenorganisation in Frankreich.**

In dem vierten Bande des großen Sammelwerkes über die fachlichen Verbände der Arbeiter, das von dem französischen Arbeitsamt herausgegeben wird, findet sich auch ein Kapitel über die Organisationen der Arbeiterinnen, das bis zum Jahre 1903 reicht. Das Material dafür scheint sehr lückenhaft und schwer zu sammeln gewesen zu sein, weil viele Organisationen nur ein sehr kurzes Dasein hatten und Dokumente über ihre Wirksamkeit nicht aufzufinden waren. Die Heranziehung der Arbeiterinnen in die nichtpolitischen Organisationen begann unter der Herrschaft der zweiten Republik im Jahre 1848. Damals stand die gesamte Arbeiterbewegung unter dem Einfluß der Befürworter von Produktivgenossenschaften, so entstanden auch zahlreiche Organisationen dieser Art unter den Frauen, vor allem im Departement de la Seine, das im wesentlichen mit der Stadt Paris zusammenfällt. Aus den Jahren 1848 bis 1851 werden besonders mehrere Produktivgenossenschaften der Wäscherinnen erwähnt, dann solche der Hemdenherstellerinnen, Mägenmacherinnen, Wäschenherstellerinnen, Korsettanzfertigerinnen, der Hebammen, der Milchfrauen. Mit dem Staatsstreich Napoleons III. scheinen auf ein Jahrzehnt diese Keime einer selbständigen Arbeiterinnenbewegung völlig erstarben zu sein. Gegen 1892 hört man wieder von der Gründung einer Produktivgenossenschaft der Kleider- und Wäschenherstellerinnen, die bis 1873 bestanden haben soll. Am 17. Mai 1874 wurde eine Gewerkschaft der Kleider- und Wäschenherstellerinnen und verwandten Berufsgenossinnen gegründet, die im Dezember 1875 eine genossenschaftliche Werkstätte errichtete, welche aber nach

kurzem Bestehen wiederum einging; im Jahre 1877 gründeten 7 Mitglieder dieser Organisation von neuem eine derartige Werkstätte, die jedoch nach Jahresfrist ihre Tore schließen mußte. Der Gedanke gewann aber noch mehrmals Leben, denn 1888 ging wieder eine Genossenschaftswerkstätte dieser Gewerkschaft ein, im August 1894 wurde eine neue gegründet, die im Dezember das Schicksal ihrer Vorgängerinnen teilte, das gleiche war der Fall mit einer Genossenschaft der Kleider- und Mäntelnäherinnen, die am 15. März 1898 gegründet, im Jahre 1899 vom Schauplatz verschwand. Im Jahre 1903 bestanden nur zwei Arbeiterinnenproduktivgenossenschaften, eine in Bordeaux und eine zweite in Angers.

Über den Stand der Gewerkschaften am 31. Dezember 1902, soweit Arbeiterinnen in Betracht kommen, sei Nachstehendes mitgeteilt. Zuerst betrachten wir die Organisationen, in denen nur Arbeiterinnen als Mitglieder aufgenommen werden. Wir finden da 9 Fachvereine in der Tabakindustrie mit 2790 Mitgliedern, in der Pulver-, Kapsel- und Feuerwerkfabrikation je 1 Organisation mit 40, 90 beziehungsweise 264 Mitgliedern. Für die Kartonnageindustrie und für die Buchdruckerei wird je 1 Fachverein mit 26 und 358 Mitgliedern verzeichnet, 2 Stenographistinnenvereine zählten 453, 2 Buchbinderinnenvereine zusammen 276 Mitglieder. Ein Fachverein der Arbeiterinnen im Uniformierungsgeschäft zählte 34, einer der in Schuhfabriken tätigen Arbeiterinnen 250 Mitglieder, und 2 Fachvereine der Handschuhnäherinnen 312 Mitglieder. 90 Fachvereine der verschiedenen Textilindustrien zählten 4228 Mitglieder. Die Wäscherinnen haben 6 Vereine mit 1500 Mitgliedern, die verschiedenen Bekleidungs-gewerbe 26 Fachvereine mit 1947 Mitgliedern, aus der Möbelindustrie werden 3 Organisationen mit 212 Mitgliedern, aus der Metallindustrie 2 Organisationen mit 58 Mitgliedern, aus verschiedenen Berufen 10 Vereine mit 1095 Mitgliedern angeführt, von denen wir hervorheben: 4 Vereine der Handlungsgeschäftlichen mit 280 Mitgliedern, eine Organisation der Erzieherinnen mit 60, eine der Schriftstellerinnen mit 105, eine der Kassiererinnen mit 110, eine der Konservenarbeiterinnen mit 500 Mitgliedern. Insgesamt zählen die 155 gewerkschaftlichen Fachvereine, die nur Arbeiterinnen aufnehmen, 13873 Mitglieder.

In 73 weiteren Gewerkschaften mit 21008 Mitgliedern sind 16603 Frauen organisiert. In der Tabakindustrie bestehen 21 Gewerkschaften, unter den 10502 Mitgliedern derselben sind 9632 Frauen; ebenso sind in den 5 Fachvereinen der Zündhölchenhersteller unter 1521 Mitgliedern 1121 weiblichen Geschlechts. In 10 Textilarbeiterorganisationen sind 1869 Frauen, bei einer Mitgliederzahl von 2839, in der Bekleidungsindustrie sind in 15 Organisationen 1208 Arbeiterinnen unter 1693 Mitgliedern überhaupt. In 61 ferneren Gewerkschaften ist mehr als ein Drittel der Mitglieder weiblichen Geschlechts, nämlich 5961 unter 14028, endlich umschließen 300 weitere Gewerkschaften bei einer Mitgliederzahl von 113505 zusammen 11950 Arbeiterinnen. So waren am 31. Dezember 1902 insgesamt 48087 organisierte Arbeiterinnen vorhanden, die 589 Vereinen angehörten. Die ältesten zwei Organisationen gingen auf das Jahr 1887 zurück, nämlich eine der Tabalarbeiterinnen und eine der Spitzenverfertigerinnen.

Die Zahlen, die wir angegeben haben, zeigen, daß die französische Gewerkschaftsbewegung sehr zersplittert, im wesentlichen auf lokalen Fachvereinen beruht. Das Prinzip des Zentralverbandes bricht sich langsam Bahn, wird aber behindert durch die zahlreichen Zersplitterungen innerhalb der Gewerkschaftsbewegung, die zum Teil parallel laufen mit der Mannigfaltigkeit der politischen Organisationen, zum Teil auf dem Gegensatz gegen die politische Arbeiterbewegung beruhen. Unter diesen schwierigen, die Entwicklung der Gewerkschaften in Frankreich sehr hemmenden Verhältnissen erscheinen selbst diese Zahlen der organisierten Frauen und Mädchen noch immer nicht ganz unansehnlich. Die gewerkschaftlich organisierten Frauen sind im obersten Arbeitsrat vertreten auf Grund eines Ministerialerlasses vom 1. September 1899. Damals berief der Handelsminister zum erstenmal eine Arbeiterin, Fräulein Bonneval, in diese oberste Behörde zur Begutachtung aller die Arbeiter und Arbeiterinnen berührenden Absichten der Gesetzgebung und Verwaltung. Auf Grund einer neuen Verordnung vom 14. März 1903 wurde bestimmt, daß ein Vertreter der Industriegruppen IX und X (Textilindustrie, Bekleidung und Wäschefabrikation) eine Arbeiterin sein muß. Am 7. August 1903 wurde Fräulein Blondelu in Stichwahl gewählt und zwar mit 174 von 388 Stimmen, die von 104 Gewerkschaften abgegeben wurden.

ad. dr.

**Aus der Bewegung.**

**Von der Agitation.** Kelheim in Bayern. In einer öffentlichen Versammlung des Fabrikarbeiterverbandes, die am 6. August stattfand, referierte Genossin Schmaus-München über das Thema: „Die gegenwärtige Arbeiterbewegung in Bayern“. Die Rednerin klärte die Anwesenden darüber auf, wie skandalös brutal das bayerische Unternehmertum mittels des belannnten Reverses gegen die Arbeiterchaft vorging. An der Stärke und Festigkeit der Arbeiterorganisationen sei jedoch kein Anschlag gescheitert. Bayern habe noch nie einen ähnlichen Kampf gesehen, einen Kampf, der nicht allein um Lohnausbesserung, sondern um das Koalitionsrecht selbst ging, und der für die gesamte Arbeiterschaft des Landes von größter Bedeutung war. Den Anwesenden, die mit größter Aufmerksamkeit den Worten lauschten, wurde von der Rednerin des weiteren klargelegt, wie groß der Nutzen der Gewerkschaftsbewegung sei, und wie notwendig es gerade auch die Arbeiter und Arbeiterinnen in Kelheim hätten, sich mehr um ihre Organisation zu küm-

mern. Besonders in der Papierstofffabrik, in der auch die weiblichen Arbeiter zahlreich sind, herrschen haarsträubende Lohnverhältnisse, die durch die Macht des Zusammenhaltes aller in der Organisation verbessert werden müssen. Der Vortrag schloß mit der Aufforderung, fleißig zu agitieren und treu zur Organisation zu stehen, damit auch hier endlich die Lage der Arbeitenden gehoben werden könne. Die gut besuchte Versammlung führte dem Verband einige neue Mitglieder zu.

In Bromberg fand Ende Juli eine von zahlreichen Frauen besuchte Versammlung statt, in der Genossin Rachtigall das Thema behandelte: „Die Schulfrage“. Der Redner verstand es, in trefflichen Worten die Anwesenden zu überzeugen, daß auch sie mitarbeiten, mitkämpfen müssen, um die dringend nötige Verbesserung der Volksschule durchzusetzen. Die bürgerliche Gesellschaft tue das wenigste dafür, die Bildung der Proletarierkinder zu fördern. Sie pflanze den Volksschulunterricht mit Religion und Kirchengesang voll, statt die Kinder für das Leben mit Kenntnissen und Denkfähigkeit auszurüsten. Der Referent hob noch den Gegensatz hervor, der in der Behandlung der Volksschulen und der Schulen für die Kinder der Besitzenden besteht. In der Diskussion sprachen sich sämtliche Redner im Sinne des Referenten aus. Mit einem Appell an die Anwesenden, für die Verbreitung der sozialistischen Lehren zu sorgen, erfolgte der Schluß der Versammlung, in der einige neue Abonnentinnen auf die „Gleichheit“ gewonnen wurden.

E. Friede Reiz.

In Oberstein a. d. Nahe fand kürzlich eine öffentliche Versammlung statt, die von gegen 900 Männern und Frauen besucht war. Genossin Zieg sprach über: „Militärische Bluttat und Soldatenmißhandlungen“. In klarer, leicht verständlicher Weise erörterte die Rednerin ihr Thema und brachte der aufmerksamen Zuhörerchaft den Gegensatz zwischen dem arbeitenden, ausgebeuteten Volke und den ausbeutenden Klassen zum Bewußtsein, aus dem der Militarismus seine Kraft zieht. Scharfe Kritik, die jede Mutter, jede Gattin unterschreiben muß, übte sie sodann an den barbarischen Bestrafungen und der brutalen Behandlung der gemeinen Soldaten. Sie wies nach, daß diese scheußlichen Erscheinungen im Wesen des Militarismus selbst wurzeln, so daß sich der Kampf des Volkes über sie hinaus gegen das fluchwürdige System wenden muß. Zum Schluß zeigte Genossin Zieg das große Interesse, welches gerade die Frauen an dem Kampfe der Sozialdemokratie gegen den Militarismus und die heutige Ordnung der Dinge haben. Sie forderte sie auf, dem sozialdemokratischen Verein beizutreten, was das geltende Vereinsgesetz erlaubt, und eine Vertrauensperson zu bestellen, welche die Agitation unter den Frauen des Volkes zu leiten hat. Ihre Anregung ward befolgt. Genossin Gosert wurde als Vertrauensperson, Genossin Ruf als Stellvertreterin vorgeschlagen. Die „Gleichheit“ fand zwanzig Abonnenten. In 3 dar sprach Genossin Zieg über das Thema: „Reaktion überall“. Diese Versammlung war leider schwach besucht, besonders fehlten die Frauen fast gänzlich; immerhin wurden sieben Abonnenten für die „Gleichheit“ gewonnen. Alles in allem dürfte mit der entfakelten Agitation nun auch in hiesiger Gegend der Anfang dazu gemacht sein, daß die Frauen des werktätigen Volkes sich als Mitarbeiterinnen in die Reihen der Sozialdemokratie stellen.

L. G.

Drei öffentliche Versammlungen aller Arbeiter der Wäschebranche fanden am 1. und 2. August in Bielefeld und am 3. August in Orlinghausen statt. Genossin Kähler-Dresden referierte über: „Frauenarbeit und Frauenlöhne“. An der Hand zahlreicher Beispiele führte Referentin den Nachweis, daß heute die Entlohnung der Frauenarbeit in gar keinem Verhältnis zu ihrer Arbeitsleistung stehe, da Löhne von 5 bis 10 Mk. der Lohn Hundert von Arbeiterinnen der Wäschebranche sei. Lange Arbeitszeit und larger Verdienst, sowie gesundheitschädliche Arbeitsbedingungen sei die Signatur, unter der die Arbeiterinnen leben. Auch die elende Lage der Heimarbeiterinnen schäderte die Referentin. Beide Versammlungen brachten dem Wäscheverband einen Mitgliederzuwachs von 28 Personen. Die Versammlung in Orlinghausen war gut besucht, und folgten die Erschienenen, meistens junge Mädchen, aufmerksam den Ausführungen der Referentin. In Orlinghausen sind von 130 Näherinnen jetzt 90 organisiert. Wahre Hungerlöhne werden auch dort gezahlt, zum Beispiel für ein Duzend Oberhemden gibt es bis 2,70 Mk., davon verbraucht die Näherin bei drei Duzend Hemden für 60 Pf. Garn und dazu noch die Abnutzung der Maschine, mithin verbleibt der Näherin nur ein allzu schmaler Verdienst für ihre enorm lange Arbeitszeit, die früh 4 Uhr beginnt und selten vor 11 Uhr abends endet. Allen möglichen Krankheitsercheinungen sind dadurch Tür und Tor geöffnet. Die versammelten Näherinnen beschloßen, nicht zu ruhen, bis auch die letzte Wäschearbeiterin dem Verband beigetreten ist. Möge die Klärungsarbeit des Verbandes von Erfolg gekrönt sein, damit diese Arbeiterinnen-jahr den Kampf um das Stückchen Brot wirksam führen kann.

Ferner fand in Brake eine Volksversammlung statt, an der sich zum erstenmal Frauen und Mädchen in größerer Anzahl beteiligten. Genossin Kähler referierte über: „Die Sklaverei im 20. Jahrhundert“. Diese Versammlung brachte uns neue Abonnenten auf die „Gleichheit“, sowie Mitglieder für den Schneiderverband.

W. K.

**Von den Organisationen.** Erfreulich ist aus Mannheim zu berichten. Den Proletariern gleich beginnen hier die proletarischen Frauen zum Klassenbewußtsein zu erwachen. Sie lernen einsehen, daß sie den Kampf der Männer um eine bessere Zukunft teilen müssen, wie sie ihr Mähen ums tägliche Brot teilen. Anfangs dieses Jahres gründeten Ge-

nossinnen ein Frauenagitationskomitee, dem sie provisorische Vertrauenspersonen für die einzelnen Stadtteile zur Seite stellten. Aufgabe aller Beauftragten sollte es sein, einen Stamm von Genossinnen zu sammeln, organisiert der sozialdemokratischen Partei einzugliedern und die Ideen des befreienden Sozialismus in immer weitere Kreise der Proletarierinnen zu tragen. Ein reges Streben ward entfaltet. Die vorgenommene Hausagitation erwies sich als sehr erfolgreich. 152 Frauen erklärten sich bereit, der zu gründenden Organisation beizutreten. In den Versammlungen des sozialdemokratischen Vereins fielen die Anregungen des Agitationskomitees auf guten Boden, daß die Genossen ihre Frauen ausklären und zur Beteiligung am Leben und an der Arbeit der Partei aneignen sollten. Mehrere Genossen standen den Genossinnen mit Rat und Tat zur Seite. So wurde unter günstigen Umständen im April die Gründung des sozialdemokratischen Frauenvereins vollzogen, der als Abteilung dem sozialdemokratischen Verein angeschlossen ist, aber eigene Kasse und Verwaltung hat. Seine Mitgliederzahl beträgt bereits 240, die sich auf vier Jahrestellen verteilen, welche je zu zweien alle vierzehn Tage in ihren bezirksweisen Versammlungen abhalten. Die Vorstände tragen Sorge, daß in denselben Vorträge gehalten werden, welche ein die Frauen besonders interessierendes Thema behandeln. Die Statuten des Vereins sind den Satzungen des sozialdemokratischen Vereins Mannheim angepaßt. Bis jetzt fanden zwei allgemeine Versammlungen statt, welche beide von mehr als hundert Frauen besucht waren. In der ersten Versammlung referierte Genosse Dr. Frank unter gespannter Aufmerksamkeit über „Die Reichsreform“. „Proletarische und bürgerliche Frauenbewegung“ war das Thema, das Genosse Eichhorn in der zweiten Versammlung behandelte. Auch dieser Vortrag fand lebhaftes Interesse. Die Mitglieder des Agitationskomitees betätigen großen Eifer, um dem Verein neue Mitglieder zuzuführen. Die „Gleichheit“ ist obligatorisch eingeführt. Als Vertrauensperson für ganz Mannheim wurde Genossin Hoffmann gewählt. Dringend nötig ist, daß den zahlreichen Proletarierinnen, die der Bewegung bis jetzt noch ferngeblieben sind, die Augen geöffnet werden, denn diese Proletarierinnen schädigen durch ihre Indifferenz ihre eigenen Interessen und die der Ihrigen. Um hierin Wandel zu schaffen, bedarf es nicht bloß des eifrigsten und opferfreudigsten Wirkens seitens der Genossinnen, sondern auch der tatkräftigen Mithilfe der Genossen. Diese müssen durch Aufklärung ihrer Frauen und Töchter dazu beitragen, daß das weibliche Proletariat in Massen dem Sozialismus anhängt und für ihn kämpft. Launheit und Flaubeit gegenüber der proletarischen Frauenbewegung ist ebensowenig am Plage als Mißtrauen. Die Genossinnen werden durch hingebungsvolle Tätigkeit ihren Ernst beweisen, die proletarischen Frauen als treue Mitkämpferinnen für Brot, Bildung und Freiheit dem Heere der Klassenbewußten Arbeiter zuzuführen.

Die Vertrauensperson Stefanie Hoffmann. In Welbert, einem kleinen Städtchen des Rheinlandes, wurde im Januar d. J. ein Verein ins Leben gerufen, der sich die Aufgabe stellte, die Arbeiterfrauen und -Mädchen zusammenzuschließen und in dem zu bilden, was sie fähig macht, die Sache der Arbeiterklasse zu fördern. Der Verein hatte bei seiner Gründung nur wenige Mitglieder, allein die Genossinnen waren unermüdet tätig, deren Zahl zu vergrößern. Zu der persönlichen Agitation jedes einzelnen von uns trat die öffentliche Agitation in einer Versammlung, in welcher Genossin Michels einen Vortrag hielt über: „Sozialdemokratie und Familie“. Diese Versammlung gewann uns neue Mitglieder; solche wurden dem Verein auch durch die Sterbeunterstützungskasse zugeführt, die wir gründeten. Der Erfolg der Bemühungen blieb nicht aus. Unsere Organisation hat heute 95 Mitglieder, gewiß eine gute Zahl für die kurze Zeit und die kleinen Verhältnisse, die in Betracht kommen. Die Mitglieder sind fast durchweg Abonnenten der „Gleichheit“. Die Vereinsversammlungen waren bis jetzt monatliche, sollen aber von nun an alle vierzehn Tage stattfinden. Mehrere Genossen haben uns dabei ihre Unterstützung durch Vorträge zugesagt. Die Genossinnen selbst tun ihr Bestes, im Verein frisches Leben zu erhalten und ihn zu stärken. So stand auf der Tagesordnung der letzten Versammlung die Frage: „Wie agitieren wir am besten, um dem Verein mehr junge Mädchen zuzuführen?“ Wir sind nämlich der Ansicht, daß gerade die unbeschäftigten Proletarierinnen dem Verein angehören müßten, damit sie früh lernen, was wir verheiratete Frauen jetzt unter großen Schwierigkeiten nachholen müssen. Es kam zu einem recht interessanten Meinungsaustausch. Des weiteren wurde die Frage aufgeworfen: Würde es die Entwicklung der Bildungsvereine nicht fördern, wenn diese von Zeit zu Zeit kurze Berichte über ihren Stand und ihre Tätigkeit in der „Gleichheit“ veröffentlichten? Die Frage wurde bejaht. Wir sind der Ansicht, daß solche Berichte nicht nur sehr gern gelesen werden, sondern daß sie auch eine Quelle der Belehrung, der Anregung, der Aneignung für die Genossinnen sein würden. Die einzelnen Vereine würden voneinander erfahren und lernen und durch innere geistige Fühlung miteinander verbunden werden. Zudem wir den in Bildungsvereinen organisierten Genossinnen unseren schweizerischen Gruß durch die „Gleichheit“ senden, bitten wir sie, unsere Anregung prüfen zu wollen. Uns scheint, daß ihre Durchführung der Sache nützen würde, der wir alle immer mehr und immer besser dienen möchten. Frau R. Becker.

Jahresbericht des Vereins für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse in Elberfeld. In der regelmäßigen Mitgliederversammlung vom 26. Juli erstattete die Vorsitzende Frau Vogt den Jahresbericht. Es haben stattgefunden 10 wissenschaftliche Vorträge, teils über Kindererziehung, Schule und Haus, Entstehung der verschiedenen Religions-

systeme, Streifzüge über die Erforschung der Erde usw. Weiter hatten wir mehrere Rezitationsabende und einen Lichtbildervortrag über: Merkwürdige Naturerscheinungen. Sämtliche Vorträge wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der gegenwärtige Kassenbestand beträgt 64,16 Mk. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurden folgende Personen für das kommende Vereinsjahr gewählt: Erste Vorsitzende Frau Voigt, zweite Vorsitzende Frau Becker, erste Schriftführerin Frau Anna Rix, zweite Schriftführerin Frau Volberg, Kassiererin Frau Berges. — Die Zahl der Mitglieder ist bis dato auf 82 angewachsen, und wir hoffen, durch rastlose Agitation die noch fernstehenden Frauen und Mädchen heranzuziehen. Die Schriftführerin Anna Rix.

### Politische Rundschau.

Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat zunehmend ist ein arger Nahrungsmangel, eine Fleischnot über das deutsche Volk gekommen. Nicht aber wie der Dieb in der Nacht, ungerufen und ungeahnt. Daß wir das Fleisch teurer bezahlen müssen als irgendwelche andere Seute, zivilisierte und unzivilisierte, hat seine Ursache in der künstlichen Verteuerung durch Zölle und Viehsperren, womit die Regierungen und herrschenden Parteien im agrarischen Interesse den geduldigen deutschen Michel seit Jahren schröpfen. Das Schröpfkopfs Nr. 1, der Vieh- und Fleischzoll, nicht tut, das tut Schröpfkopfs Nr. 2, die Viehsperre. Und da der zweite einmal versagen könnte, ist jetzt schon vorgesehen, daß der erstere vom kommenden Neujahr an verdoppelte Kraft erhält, wenn die neuen Handelsverträge mit ihrem Zoll von 35 Mark auf den Doppelzentner Fleisch in Kraft treten.

Das Schweineimportverbot — nur 70000 russische Vorküchler, beiläufig keine österreichischen, werden über die schlesische Grenze gelassen — verschafft den Agrariern tatsächlich ein Versorgungsmonopol. Sie nähern es weiblich aus zur Fällung ihrer unergründlichen Taschen. Schon in gewöhnlichen Zeiten züchtigen sie Michels Fleischelust mit Dornen; besondere Umstände geben ihnen aber jetzt die Macht, sie mit Skorpionen zu züchtigen.

Der dürre Sommer vorigen Jahres hatte eine mangelhafte Futterernte verschuldet, sowohl Grünfutter für das Rindvieh wie Kartoffeln für die Schweine waren larm. Viele Viehhalter verringerten deshalb ihren Viehbestand den Winter über durch Schlachten oder Verkauf. So ist der Auftrieb in diesem Jahre noch geringer als vordem. Und vordem schon lieferten die deutschen Züchter nicht genug Vieh für den heimischen Bedarf. Dieses Jahr ist der Auftrieb knapp geworden in allen Sorten Vieh und sind die Preise reichend gestiegen. Die Agrarier konnten aufschlagen nach Lützen. Halten doch die Viehsperren an der Grenze das billigere fremde Vieh fern, dessen Konkurrenz die profitgierigen Züchter zum Maßhalten im Fleischausschlag nötigen würde. Dem Züchter folgt im Preisausschlag der Händler, dann der Metzger. So zahlt denn die deutsche Hausfrau heute 20, 30 ja 40 Pf. mehr für das Pfund Fleisch, je nach der Güte, als vor Jahresfrist. Das bedeutet wachsende Not für alle, die an der Grenze des Existenzminimums zu leben gezwungen sind, Entbehrungen für alle übrigen Proletarier; das bedeutet aber auch Schädigung der Volksgesundheit, Minderung der Leistungsfähigkeit für das ganze Volk.

Welch treffliche Gelegenheit für unsere wohlweisen Regierungen, ihre selbstangepriesene Fürsorge für das Volkswohl zu beweisen, indem sie die Grenzen allseits öffnen für die Einfuhr fremden Viehs unter der leicht erreichbaren Garantie von besser sachmännischer Unterfuchung auf Seuchen vor der Schlachtung! Welch treffliche Gelegenheit in der Tat! Doch, ist es für die Staatsweisen des Deutschen Reichs nicht wieder nur eine Gelegenheit, sich zu blamieren? Gedrängt von allen Seiten, von Kundgebungen aus dem Volke, von Stadtverwaltungen, sogar von den leitenden Beamten der meistbetroffenen Provinz Schlesien, hat die preussische Regierung nur ein starres Nein! gefunden für die Forderung, die Grenzsperre aufzuheben. Preußen in Deutschland natürlich voran!

Und nun hat Preußens Landwirtschaftsminister, der schlaue Podbielski, der auf den Umwegen über das Postministerium vom Zuzarengeneral auf seinen gegenwärtigen Posten avanciert ist, sich schleunigst eine Rückenbedeckung verschafft in einer Konferenz der preussischen Landwirtschaftskammervorstände, die als waschechte Agrarier natürlich ihrem Pod es mit Freuden befehligt haben, daß eine eigentliche Fleischnot nicht existiert und die Gefahr der Viehverseuchung eine Grenzöffnung unmöglich mache. Pod, selbst Schweinezüchter im Nebenberuf, hat dann dieses freudige Ereignis bei einem solennen Festessen mit einigen antisemitischen Ferkelwizgen gefeiert.

Um den ganzen Hohn dieses Junkerübermuts zu ermessen, muß man nur ins Auge fassen, daß vertragsgemäß am 1. Januar die schlesische Grenze statt für 70000 für 180000 russische Schweine geöffnet werden muß, und daß außerdem noch 80000 westrussische Schweine über die bayerische und sächsische Grenze zu lassen sind. Aber bis dahin bedroht schon ein einziges österreichisches Schwein die gesamte deutsche Schweinezucht mit Verseuchung!

Solcher Hohn wagt das herrschende Junkertum dem „Volke der Dichter und Denker“ zu bieten! Goffen wir, daß wenigstens die deutschen Proletarier und Proletarierinnen logisch genug denken, um dies schändliche Spiel zu durchschauen, und die Empörung darüber ihnen ein Himmelkreuzmillionendonnerweiter entlockt, das durch die dicksten junkerlichen Trommelfelle hindurchdröhnt.

Während so die innere Politik Deutschlands dadurch gekennzeichnet wird, daß Pod in grausamer Verhöhnung der Not des Volkes seine Stallwizze reizt, experimentiert Bülow,

der Fürst, munter weiter auf den weltpolitischen Wässern umher, ohne Volk und Reichstag zu Rate zu ziehen. Der Fürst der Alldeutschen und sonstigen weltpolitischen Hansnarren akkompagniert ihm mit einer Englandhebe. So unglaublich es klingen mag, das Gerede, daß wir nahe daran gewesen sind, in einen Krieg mit England hineinzutreiben, gewinnt an Wahrscheinlichkeit. Und bei der Neigung zu abenteuerlichen Pflöchlichkeiten in unserer hysterisch angekränkelten Reichsregierung kann so etwas jederzeit wieder kommen. Gleichzeitig werden trotz aller trüben Erfahrungen neue Truppen nach Südwestafrika hinausgeschickt. Aber 1100 Mann sind dort jetzt schon zugrunde gegangen, zum kleineren Teile im Kampfe, zum größeren an Seuchen. Trotz aller unserer „Siege“ über Hereros und Hottentotten stellen die Stämme sich immer wieder zum Kampfe. Die Methode Trotha, das Drohen mit Ausrottung, hat gründlich fiasco gemacht. Das Troden wird dieser verderblichen Kriegsführung weiter Vorschub geleistet durch ständige Truppennachschübe, ohne Volk und Reichstag zu fragen. Selbst die kolonialfromme „Kölnische Volkszeitung“, das Hauptblatt des Zentrums, enträstet sich über dieses unkonstitutionelle Treiben. Aber wenn irgend einer Partei die hauptsächlichste Mitschuld an dem verfassungswidrigen Gebahren der Reichsregierung beigemessen werden muß, so ist es der Zentrumsparlei, die jeder bisherigen kolonialpolitischen Verfassungswidrigkeit der Regierung ihre nachträgliche Zustimmung hat zuteil werden lassen. Hat doch Herr Erzberger in der letzten Sitzung des Reichstags es sogar fertig gebracht, den rüchigsten Erlaß des Generals v. Trotha, in dem Preise auf die Köpfe der aufständischen Häuptlinge ausgesetzt wurden, zu verteidigen. Daß bei einer Einberufung des Reichstags das Zentrum nun wirklich ernstlich der Regierung zuleide gehen wird, ist zwar nicht zu erwarten. Aber gefordert werden muß der Zusammentritt des Reichstags unbedingt. Die Regierung muß Rede und Antwort stehen. Wie war die sozialdemokratische Kritik der abenteuerlichen Welt- und Kolonialpolitik so notwendig wie jetzt. G. L.

### Gewerkschaftliche Rundschau.

Immer, wenn Arbeiter und Arbeiterinnen einen größeren Kampf gegen das Unternehmertum führen, verzapfen die Soldschreiber des Kapitalismus in ihren Scharfmacherorganen entweder brutale Ausfälle gegen die Streikenden und schüren den Konflikt durch falsche Darstellungen der wirklichen Verhältnisse, oder aber sie ergehen sich in sentimental angehauchten tiefsinnigen Betrachtungen über die schlechtberatenen, durch ihre Führer verführten Arbeiter und Arbeiterinnen. Im letzteren Falle entbehrt ihr Verhalten nicht der Komik und setzt die Nachmuskeln der Kämpfenden in Bewegung. Das gilt jetzt betreffs des „zweiten Grimmschau“, betreffs des großen Streiks der Färberei- und Appreturarbeiter und -Arbeiterinnen in Glauchau, Meerane usw., über den an anderer Stelle des Blattes ausführlich berichtet wird. In der satzsaft bekannten „Deutschen Arbeiterzeitung“ fühlt diesmal jemand das Bedürfnis, anlässlich dieses Textilarbeiterkampfes über die Frauenfrage zu philosophieren. Der Raum gestattet hier nicht, näher darauf einzugehen, zur Erheiterung unserer Leserinnen seien jedoch einige Betrachtungen des kapitalistischem Weltweises wiedergegeben. An die Feststellung der Tatsache, daß 45 Prozent aller industriell tätigen Arbeiterinnen in Deutschland in der Textilindustrie beschäftigt werden, wird die Bemerkung geknüpft, daß „die Natur des Textilgewerbes der weiblichen Betätigung das dankbarste und angemessenste Arbeitsfeld bietet“. Ob der Mann wohl auf Grund der besonders niedrigen Entlohnung der Arbeiterinnen die Erkenntnis von dem „dankbaren“ Arbeitsfeld gewonnen hat? Der Streiktag belehrt weiterhin die Arbeiterinnen wie folgt: „Diese Wahrheit (nämlich, daß die Frau industriell tätig sein muß) kann durch nichts mehr erhärtet werden als dadurch, daß alle überphylantropischen Versuche, den weiblichen Arbeiterelementen angebliche Erleichterungen zu verschaffen, wie zum Beispiel die Einführung einer obligatorischen, anderthalbstündigen Mittagspause, bei diesen selbst auf den größten Widerstand gestoßen sind... Die Einführung einer bestimmten Arbeitszeit für alle Betriebe, die Festlegung einheitlicher Arbeitspausen, die schematisierende Abgrenzung der Arbeitsmöglichkeit überhaupt, das wären sozialpolitische Fehler, deren Folgen sich in ihrer ganzen Schädlichkeit gar nicht absehen lassen. Schätze uns vor unseren Freunden! Dieses Gebot können die Arbeiterinnen aus vollem Herzen erheben!“ Und weiter im Texte: „Gerade der sächsische Textilbezirk dürfte an der Grenze ertragbarer Produktionskosten angelangt sein; wenn der frivole Übermut der Arbeiterschaft oder etwa ein unsachliches Eingreifen der Behörde den Bogen zu straff spannt, so wird man eine heute noch blühende Industrie zum Welken bringen, nicht nur einige wenige Arbeitgeber, sondern zugleich Hunderttausende von Arbeiterfamilien ins Verderben stürzen.“... „Es ist eine eigene Sache um das Einmaleins; man sollte glauben, daß all die Taufende von Arbeitern, die heute der Aufhebung und Verlöschung folgen, nicht die einfachsten Regeln der Addition und Subtraktion kennen; denn würden sie nur zwei und zwei zusammenzählen können, so müßten sie ja sofort erkennen, daß sie bei keinem Streit, auch bei dem für sie günstigen Ausgang nicht, auf ihre Kosten kommen, und wer noch ein klein wenig mehr rechnen kann, der müßte einsehen, daß der Schaden, der heute unaufhörlich den Arbeitgebern zugeflügelt wird, letzten Endes doch auf die Arbeiterschaft selbst wieder zurückfällt.“

Ja, ja, es ist eine eigene Sache um das Einmaleins, namentlich um das Hereneinmaleins dieses kapitalistischen

Sokrates. Ob der Biedere wirklich schwachköpfig genug ist, zu hoffen, mit diesem Geschwafel auch nur eine einzige Arbeiterin zu bestimmen, sich entsezt von ihren „falschen Freunden“ abzuwenden und Heu und Leid im zernücherten Herzen sich an die „treue Brust“ der „Deutschen Arbeitgeberzeitung“ zu klüften?

Der Berliner Teppichweberstreik ist nun auch bei der letzten Firma beendet. Die Streikenden mußten hier nachgeben und sich mit den bisherigen kleinen Zugeständnissen begnügen. Das für Arbeiter beschämende Schauspiel, daß Streikbrecher, wie so oft, den Kämpfenden in den Rücken fielen, zeigte sich auch hier wieder. Immerhin betragen die errungenen Lohnerhöhungen 7 bis 11 Prozent.

Im Schuhmachergewerbe droht ein Kampf in München auszubrechen. Wie das Fachblatt berichtet, beabsichtigen die dortigen Unternehmer, sich des unangenehmen Tarifes zu entledigen. Sie wollen diesen kündigen und auf einen neuen nicht mehr eingehen, da sie die Löhne und Forderungen der Gehilfen angeblich nicht mehr tragen können. — In Weihenfels, woselbst bekanntlich seinerzeit ein hartnäckiger Kampf geführt wurde, hat sich ein Streikbrecherverein gebildet, dessen Statut festsetzt, daß die Mitglieder „einem Streik oder einer Sperre keinen Vorschub leisten dürfen“. Wem fallen bei dieser Bestimmung nicht die Verse Heinrich Heines ein, der die grundsätzliche Mutter Natur bittet, den Deutschen einen Schwanz zum Wedeln zu schenken!

Aus dem Vorstandsbericht des Tabalarbeiterverbandes ist ersichtlich, daß diese Organisation im vergangenen Jahre ihren Mitgliedern zu immerhin ganz achtenswerten Lohnaufbesserungen verholfen hat. In 74 Betrieben wurden von 1550 beschäftigten Personen, darunter 688 weiblichen, Lohnbewegungen geführt, die ziemlich allen Beteiligten Errungenschaften brachten. Kleine tabellarische Darstellungen orientieren über die Erfolge der Agitation und zeigen unter anderem auch die erfreuliche Tatsache, daß die Mitglieder den höheren Beitragsklassen beitreten. Es bestehen nämlich im Verband abgestufte Beitragsklassen, für welche die Mitglieder sich nach Belieben entscheiden können. Sehr wünschenswert wäre, wenn die Organisation der Arbeiterinnen, die Fortschritte aufweist, ein noch lebhafteres Tempo annehmen würde.

Der Vorstand des Porzellanarbeiterverbandes ist daran, den Beschluß des letzten Verbandstags in die Tat umzusetzen und eine weibliche Kraft im Verbandsbureau anzustellen. Er erläßt im Fachorgan ein Ausschreiben, welches die Bedingungen für die Bewerberinnen in recht verständiger Weise nicht zu hoch schraubt. Es wird eine leserliche Handschrift, gutes Gedächtnis und etwas Redetalent verlangt. Wir glauben, daß eine geschulte Genossin sich in kurzer Zeit sehr wohl in den Posten einarbeiten kann, ohne daß sie vorher über allerhand bürotechnische Kenntnisse verfügen müßte, wie sie meist in solchen Ausschreiben verlangt werden.

An der Aussperrung der Kürschner in Berlin sind, wie wir nun erst in Erfahrung bringen konnten, in hervorragendem Maße Arbeiterinnen beschäftigt, 270 gegen 205 Arbeiter. Das Verhalten der Unternehmer fordert die schärfste Verurteilung heraus. Von 71 Bewilligungen sind 46 durch Unterschrift wieder zurückgezogen worden. Der Kampf steht jedoch für die Arbeiter durchaus nicht ungünstig, schon aus den Gründen, die wir in unserer letzten Rundschau anführten. Die Streikenden lassen sich denn auch durch die Hartnäckigkeit und Prozigkeit der Unternehmer durchaus nicht einschüchtern, sie haben die Herausforderung derselben mit der Stellung höherer Forderungen beantwortet, so verlangen sie unter anderem 8 1/2 stündige Arbeitszeit.

450 Arbeiter und 40 Arbeiterinnen der Handschuhindustrie sind in Halberstadt im Ausstand. Alle Fabriken stehen still, einige Werksführer sind die einzigen Arbeitswilligen. Da die Handschuhmacher gut organisiert sind, wird ihnen hoffentlich der Sieg im Kampfe zufallen.

In der Wäschebranche bereiten die Zuschneider und Plätterinnen einen Lohnarif vor. #

### Notizenteil.

#### Der Kampf in der vogtländisch-thüringischen Textilindustrie.

Der Kampf in der vogtländisch-thüringischen Textilindustrie ist durch einen Vergleich beendet, noch ehe er sich zu dem vom Unternehmertum angedrohten Umfange ausgewachsen hatte. Wir veröffentlichen trotzdem eine uns aus Meerane zugegangene Korrespondenz, welche vor dem Friedensschluß geschrieben wurde. Sie zeigt lebendig den Geist und die Haltung der Kämpfenden und damit Kräfte, welche die prohigen Färbereibarone zu einem Vergleich veranlaßten. Unsere Korrespondentin, ein Textilarbeiterin, schreibt: „Kaum sind zweieinhalb Jahre seit dem Abschluß des großen Weberstreiks in unseren Mauern verfloßen, so ist schon wieder durch die Profitwut und den Herrschaftsbüchselein Unternehmern ein Kampf herausbeschworen worden, und zwar unter den Färbereiarbeitern und Appreturarbeiterinnen. Ein Teil der Arbeitgeber hat allerdings bessere Einsicht gezeigt und den Arbeitern Zugeständnisse gemacht, die einigermaßen befriedigten. Nur die beiden größten Betriebe Bornemann und Batty bewilligten nichts, auch gar nichts und provozierten dadurch, daß bei ihnen die Arbeit niedergelegt wurde. Die Arbeitgeber, sowie die bürgerlichen Zeitungen zeteren nun natürlich von Verheerung durch die sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Agitatoren. Die Kapitalisten und ihre Soldschreiber können es eben nicht begreifen, daß die Arbeiter und hauptsächlich auch die Arbeiterinnen nicht mehr den alten Slavengehorsam zeigen wie früher. Selbstbewußter sind sie durch die Aufklärung und

durch ihre Organisation geworden. Die „Gleichheit“ hat über den ausgebrochenen Kampf bereits das Nötige berichtet. Erfreulich ist, daß sämtliche Arbeiterinnen einmütig die Arbeit niedergelegt haben. Bei einem Wochenlohn von 7 bis 9 Mark ist es unmöglich, auszukommen. Der schändlich niedrige Verdienst ist der „Geher“ zum Streik. Seine Sprache wird von den Frauen wie von den Männern verstanden. Trotz der gestiegenen Lebensmittelpreise haben Arbeiter und Arbeiterinnen keinen Pfennig Zulage erhalten. Neulich hörte ich, wie eine Frau sagte: „Meine Kinder haben manchmal noch Hunger, wenn ich sie zu Bette bringe.“ Ein Herr antwortete darauf: „Mögen sie sich nur krumm legen, dann fühlen sie es nicht.“

Im Ausstandsgebiet herrscht völlige Ruhe, die Kämpfenden sind an Disziplin gewöhnt. Der Streikpostendienst wird gewissenhaft versehen. Der Bahnhof und alle Fabrikeingänge werden peinlich überwacht. Wie schon beim Weberstreik, werden auch jetzt wieder die Arbeiterinnen als Streikposten verwendet; mit Stolz und Ernst unterziehen sie sich ihrer Pflicht. Arbeitswillige gibt es nur die wenigen, die stehen geblieben sind, von auswärts kommt kein Zugang. Diese Woche haben sämtliche Webereien ihren Arbeitern zum 19. August die Aussperrung angedroht, falls bis dahin die Färbereiarbeiter ihre Beschäftigung nicht wieder aufgenommen haben. Diese werden das aber ohne Zugeständnisse an ihre bescheidenen Forderungen hübsch bleiben lassen. Sie sind zum Aushalten entschlossen. Aussperrungsstieber, das bei den Unternehmern aller Gewerbe zu einer Epidemie geworden zu sein scheint, schreckt nicht. Das brutale Spiel mit dem Hunger der Ausgebeuteten und Geknechteten erzeugt eine grenzenlose Erbitterung unter der Arbeiterschaft, die am liebsten sofort die Arbeit niederlegen möchte. Da bedarf es keiner „Aushebung“, um Kampfesstimmung hervorzurufen, sondern es muß gebremst werden. Schwer sind die Unorganisierten durch die Aussperrung in den Färbereien getroffen worden. Auch sie wurden von den Arbeitgebern unbarmherzig auf die Straße gesetzt, obgleich manche von ihnen glaubten, sich bei ihrem Herrn dadurch beliebt zu machen, daß sie dem Verband fern blieben. Jetzt rächt sich das schwer, denn sie erhalten keine Unterstützung. Was wird aus ihnen? Sie müssen sich an die Gemeinden wenden, wollen sie nicht verhungern. Alle Arbeiter und Arbeiterinnen sollten doch endlich des Dichters Wort beherzigen:

D schließ dich fest an deine Brüder an,  
Und horche nicht, was der Herrat dir sagt,  
Was er in List und Lüge dir erfand!  
Das Haupt empor und lähn das Wort gefragt;  
Was wird aus mir?

Ein böser Geist hat Demut dich gelehrt,  
Ein Geist des Lugs für Menschen und Natur,  
Der uns in uns zum Fraßbild entehrt —  
Vernichte durch die Frage seine Spur:  
Was wird aus mir? E. F., Meerane.

So entschlossen die Kämpfenden waren, sich nicht bedingungslos zu unterwerfen, so bereit haben sie sich weiter, wie am ersten Tage schon, zu Verhandlungen gezeigt. Bald nach der Erklärung der Webereibesitzer, 28000 Arbeiter und Arbeiterinnen auf Pflaster werfen zu wollen, haben Verhandlungen zu einer Verständigung geführt. Die Vergleichskommission schlug einen Lohnarif vor, der für männliche Arbeiter einen Mindestwochenlohn von 14,70 M., für weibliche Arbeiter von 9 M. festsetzte. Versammlungen der ausständigen Arbeiterschaft der Färbereien und Appreturen in Meerane und Glauchau haben erklärt, daß die gebotenen Zugeständnisse sie zwar nicht befriedigen, daß sie jedoch unter den gegebenen Verhältnissen zum Friedensschluß bereit sind. Die Arbeit sollte am 15. August wieder aufgenommen werden. Das Erreichte ist bescheiden, aber trotzdem gehen die Arbeiter dank ihrer festen Haltung und guten Disziplin als Sieger aus dem Kampfe hervor. Sie haben die Unternehmer zu Verhandlungen mit der Arbeiterschaft gezwungen, von denen diese anfänglich in ihrem Hochmut nichts wissen wollten. Sie haben ihnen das Zugeständnis einer Lohnerhöhung abgerungen, welche diese zuerst grumbfänglich als „unmöglich“ ablehnten. Am höchsten aber einzuschätzen ist die der Arbeiterschaft der Färbereien und Appreturen ausgegangene Erkenntnis, daß sie sich der Organisation anschließen müssen, wenn sie ihre Interessen verteidigen, vorzeitlähstere Arbeitsbedingungen erringen wollen. Paart sich künstlich die betätigte Entschlossenheit, Hartnäckigkeit und Opferfreudigkeit mit der Zugehörigkeit zur Organisation, so muß die Stunde größerer Siege über das Ausbeutertum schlagen. Wer ernten will, muß säen!

#### Francbewegung.

Die dritte Generalversammlung des Verbandes fortschrittlicher Francvereine, der die sogenannten radikalen Frauenrechtlerinnen umschließt, wird vom 2. bis 4. Oktober in Berlin tagen. Die Generalversammlung wird in zwei öffentlichen Sitzungen über die Reform der Ehe und die Reform des Strafrechts verhandeln. Zur Reform der Ehe werden 4 Vorträge gehalten. Fräulein Lischnewska und Fräulein Schirmacher sprechen über „Die wirtschaftliche Grundlage“; Fräulein Stöcker erörtert „Die psychologische Notwendigkeit“; aber „Rechtspolitik und Ethik“ referiert Herr Neustadt. Zwei Referate gelten der Reform des Strafrechts. Beide werden von Juristinnen gehalten. Fräulein Augspurg behandelt „Reformen im Strafprozeß“, Fräulein Quensing die „Reform des Strafrechts vom Standpunkt der Jugendfürsorge“. In sämtlichen Vorträgen findet Diskussion statt. In einer öffentlichen Abendversammlung spricht Fräulein Raschke, ebenfalls Doktor der Rechtswissenschaften, über die „Reform

des Strafrechts vom Standpunkt der geschlechtlichen Sittlichkeit“. In einer Delegiertenversammlung werden die Geschäfte des Verbandes erledigt, darunter fällt unter anderem auch die Entgegennahme der Berichte der Zentralen für Propaganda, für Waisenspflege und für Arbeiterinnenorganisation. Die letztere veranstaltet eine Abendversammlung, in der Fräulein Lischnewska über die Arbeiterinnenfrage sprechen wird.

Studentinnen. Wir berichteten der „Gleichheit“ wiederholt, daß die Leitung des Gymnasiums zu Offenburg i. B. dem Frauenstudium sehr gewogen ist und dies praktisch bestätigt durch Aufnahme etlicher Schülerinnen als Gymnasiasten. Seit vor zirka vier Jahren der erste Schritt in dieser Richtung getan wurde, konnte die Anfalte dieses Jahr die zweite Abiturientin mit gutem Abgangszeugnis entlassen. Auch die Abschiedsrede des Direktors an die Abiturienten, die dieses Jahr das Thema „Die Ehre“ behandelte, ist für unseren Leserkreis von Interesse. Der Redner erwartet von dem Umstand, daß die männlichen Abiturienten einen Teil ihrer Studienzeit mit einer Mitschülerin zurücklegten, die ihnen an Fleiß, Gewissenhaftigkeit und in ernstem Streben nicht nachstand, daß die jungen Studenten für ihr ferneres Leben eine ganz „besondere Würdigung der Ehre der Frau“ mit hinauszunehmen. Es ist wichtig, daß die Entwicklung der Dinge auch in Offenburg den guten Einfluß der gemischten Klassen, des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter beweist, und es gereicht unseren sechs jungen Offenburgern zum Lobe, daß sie redlich zu diesem Erfolg beitragen und damit altes Vorurteil besiegen helfen. Im nächsten Schuljahr des Gymnasiums wird sich die Zahl der Schülerinnen wieder vergrößern. M. G.

#### Verschiedenes.

Etwas vom „ersten Stein“, der auf eine arme Säuglerin geworfen wird. In einer kleinen Dachwohnung lag ein junger Proletarier in den letzten Zügen. Er war gerade nicht der beste Familienvater, aber seine lange Krankheit mag's mitverschuldet haben. Vielleicht verstand auch die junge Frau nicht, ihm des Lebens Not zu erleichtern; mag sein! — Der Mann hatte ausgelitten, und um ihn weinten die junge Witwe, die ein neues Leben unter dem Herzen trug, und zwei Kinder, von denen das kleinste durch und durch stofflos und rachitisch war. Mit vier Jahren konnte es kaum laufen. Die Armenbehörde der Stadt unterstützte die Familie leidlich bis nach dem Wochenbett, in welchem ein kümmerliches Geschöpfchen geboren wurde. Ein gütiges Geschick bewahrte es vor dem Lobe solcher armen Wesen; sein Lebenslichtlein flackerte nur auf, um nach wenigen Wochen zu erlöschen.

Nun stellte sich die Armenbehörde in ihrer Mehrheit auf den Standpunkt: Die Mutter soll verdienen; sie bedarf der Unterstützung nimmer. Verdienen, neben der Pflege eines Geschöpfchens, für das in bürgerlichen Sphären eine besondere Wärterin angestellt worden wäre. „Verdienen Sie etwas“, wurde der Witwe entgegengehalten, als sie geltend machte, sie könne mit der derzeitigen Unterstützung nicht bestehen, und die Unterstützung wurde ihr — gegen die Stimmen der Sozialdemokraten — im Armenrat sogar gänzlich versagt. „Verdienen!“ rief's ihr zu, wenn die Kindlein um Brot bitten, und „verdienen“ mahnte der christliche Hauswirt, wenn am Monatsende die Miete nicht prompt auf dem Tische lag.

Und die Witwe versuchte zu verdienen; sie müßte sich redlich, den Unterhalt der Ihrigen mit Bügeln zu erwerben. Als der Erwerb nicht ausreichte, „verdiente“ sie eben, wie manch ein Weib schon von bitterer Not gezwungen das tat. Heute, wo die junge hübsche Frau die Frucht dieses „Verdienstes“ trägt, werfen diejenigen, die mitschuldig sind an ihrem Untergang, die ihr die nötige Unterstützung in ihrer Schwäche und Hilflosigkeit versagten, heute werfen diese Steine auf sie! Die Kinder, nach deren körperlichem Gedeihen man vorher nicht gefragt hatte, von deren Mutter man verlangte, sie solle trotz der Hilfebedürftigen verdienen gehen, sie wurden nun der „Gefallenen“ weggenommen und aus Sorge für der Armen sittliches Wohl einstweilen im Pfändnerhaus in Pflege gegeben. Inzwischen wird eine ländliche Pflegefamilie für die Waisen gesucht, bei den Bauern, wo bekanntlich die Sittlichkeit und Pflege solcher Kinder in bester Obhut ist! — Die frommen Vertreter des satten Bürgerturns jener Armenbehörde tun sich aber etwas darauf zugute, diese Kinder „gerettet“ zu haben vor der „Schlechtheit“ der Mutter, die froh gewesen wäre, hätte man ihr seinerzeit das nun ausgefeste Pflegegeld zugestanden. Mit ehrlichem Verdienst zusammen würde es ihr geholfen haben, ihre Kinder groß zu ziehen. — O, ihr Pharisäer! M. G.

#### Quittung.

Bei der Unterzeichneten gingen im Monat Juli für den Agitationsfonds der Genossinnen folgende Beträge ein: Von den Genossinnen aus: Kamen, Kreis Hamm, durch Genossin Schneider 9,50 M., Ottensen, durch Genossin Wartenberg 42,50 M., Frankfurt a. M., Henr. Färth, Erlaß von 20 Broschüren 4 M., Luckenwalde, durch Genossin Labert 18,10 M., Bromberg, durch Genossin Stöckel 3 M., Burg, durch Genossin Suchy 9,90 M., Breslau, durch Genossin Kaiser 30 M., Gaarden-Kiel, durch Genossinnen Gräning und Lorenz 20 M., Altona, durch Eichenbaumann 20 M., Erfurt, durch Genossin Busch 3,85 M., Elberfeld, durch Genossin Uhlenbaum 10 M., Wanne in Westfalen, durch Genossin Schreiber 5 M., Mägeln bei Pirna, durch Genossin Fohri 3,50 M., Bochum, durch Genossin Herzig 23,90 M., Berlin 59,50 M. Summa: 248,55 M.

Dankend quittiert:

Ottilie Baader, Berlin S 53, Blücherstr. 49, Hof 11

## Gesetz und Not.

Von Wolfgang Goethe.

Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Not.

## Der Holzer-Hansl.

Eine einfache Geschichte aus dem Gebirge.

Von Hermann Faber.

Müde, mit schlürfenden Schritten wanderte sie nun schon tagelang den heißen, staubigen Weg, der aus der großen Stadt München nach dem Gebirge zu ihrem Heimatdorf führte. Auf dem Rücken, in ein Tuch eingebunden, trug sie ihre wenigen Habegegenstände, während sie vorsichtig mit beiden Armen an ihre Brust ein Bündel drückte, auf das sich oft ihr besorgter Blick lenkte und still und lautlos manche Träne rann. Schmerzlich zuckte es um ihre Mundwinkel, als aus dem Bündel ein leises Wimmern ertönte. —

Abschließend der Straße, die hier schon durch die höheren Vorberge des Gebirges führte, und die von beiden Seiten durch dichten Wald begrenzt war, ließ sie sich ermattet und müde auf einem Rasenhügel nieder, der vor dem Blicke von der Straße durch Unterholz und Gestrüpp geschützt war. Und wieder ertönte das Wimmern noch kläglicher wie zuvor, als sie das Bündel vorsichtig öffnete und ein kleines Gesichtchen mit rosigem Mäulchen zum Vorschein kam, das verlangend und schmägend Lippen und Zunge bewegte. Trübe lächelnd öffnete die junge Mutter ihr Wieder, und bald verließ sie ein eifriges Schnaufen, daß ihr Liebling sich sättigte. — Aber traurige Gedanken mußten es sein, die ihr immer wieder das Wasser aus den vom vielen Weinen geröteten Augen trieben. Ja, vor vielen Monaten mußte sie, die arme Dirne, den Dienst und das Dorf verlassen, weil sie ihren Hansl soviel lieb gehabt hatte. —

Und was war sie noch vor einem Jahre für ein lustiges, frohes Ding gewesen? Die Burschen im Dorfe rissen sich um sie, und wenn sie Sonntags mit den anderen Mädchen zum Tanze beim Reiserwirt ging, dann hatte sie immer einen ganzen Kranz von Burschen um sich, die sich gegenseitig tolgeschlagen hätten, wenn sie das verlangt hätte. Sogar die Stadtherren, die während des Sommers da draußen malten oder in den Bergen herumspazierten, sagten ihr oft schöne und schmeichelnde Worte, aber verächtlich drehte sie dann immer den Kopf weg vor den „windigen Stadtleuten“. Während der Arbeit war sie rüstig und flink, und arbeitete — nun, das mußte sie doch als armes Madel, dem die Eltern, die schon früh verstorben waren, nichts hinterlassen hatten. Da war sie denn beim Großbauern auf dem Kofhof in Dienst getreten und hatte alleweil gefungen und jubiliert, und wenn die Arbeit auch noch so „schief“ war.

Aber auch stolz war sie, und keiner der Burschen konnte sich rühmen, auch nur die geringste Günstbezeugung von ihr erhalten zu haben. Ja, als des Großbauern Sohn ihr einmal nachstellte, hatte sie ihn so derb abgefertigt, daß er die Finger ihrer arbeitsgeweihten Hand noch einen Tag nachher auf seiner Wange fühlte. —

Einer aber war doch da, den sie lieber als alle anderen Burschen sah, und der es sich schon erlauben durfte, daß er sie des Sonntags beim Reiserwirt um den ersten Tanz ansprach. Das war auch so ein Menschenkind, dem Vater und Mutter früh gestorben waren. Der Holzer-Hansl, so nannten sie ihn im Dorfe, war schon von klein auf eine arme Waise gewesen, die von der Großmutter nach dem Tode der Eltern erzogen wurde. Sein Vater, der als Holzer in den Schrofren am Schächel sich zu Tode stürzte, hinterließ ihm auch nichts weiter als einen gefunden, kräftigen Körper und einen Geist, der den Drang nach einem gebundenen Leben nicht in ihm aufkommen ließ. Holzer-Hansl, so hieß es, wolle nicht bei irgend einem Bauern als Knecht dienen, obwohl mancher Bauer den großen, kräftigen Burschen gern in den Dienst genommen hätte; er wolle lieber als Holzernacht im freien Walde, in freier Luft bei trockenem Brot und Quellwasser arbeiten, als unten bei irgend einem Bauern ein Knechtsleben führen. — Dazu war der Hansl ein „Freigeist“, wie der Pfarrer in der „Post“ am Herrentisch zum Oberförster sagte, als er sich darüber beklagte, daß der Hansl und die gesamten Holzerleute wohl des Sonntags vor der Kirche ständen, aber nicht hineingingen, und daß überhaupt unter den Holzleuten so wenig Frömmigkeit zu finden sei. Der Förster gab's dem Pfarrer zurück und meinte, daß die Burschen droben beim Holzschlagen ihre Pflicht täten, und um alles andere kümmerte er sich nicht. — Auch von der Kanzel herab hatte der Pfarrer schon gegen die Holzerleute gepredigt, aber die lachten darüber und der Hansl am meisten. Einer der Burschen hatte auch einmal aus München Schriften mitgebracht, an welchen sie ihre Freude hatten. „Das war richtig“, wie sie oftmals kopfnickend bestätigten, wenn der Hansl ihnen nach Feierabend oben in der Holzschütte daraus vorlas.

Träumend versetzte sich das arme Weib bei diesen Gedanken in eine frühere, schönere Zeit zurück, und mitunter huschte ein stilles, zaghaftes Lächeln über seine jugendlichen, aber verhärteten Züge. — Ja, und dann hatten sie sich öfter gesehen, und der Hansl brachte ihr oft, wenn er vom Holzschlagen herabkam, um den Sonntag als rechtschaffener Bursche unten im Tale zu verleben, den schönsten Almbuschen mit, auf den die anderen Dirnen mit Neid blickten, wenn sie ihn beim Kirchgang am Wieder trug. — Dann hatten sie sich liebgewonnen und sie war stolz geworden auf ihren Hansl und hatte die Bewerbungen der Großbauernsöhne verächtlich und verspottet. Aber das war nicht so geblieben. Den Hansl hatten sie schon zweimal bei der Bestellung zurückgestellt, nicht etwa, weil er nicht tauglich war, o nein! Er war der gesundeste, kräftigste und schmackste Bursche im

ganzen Dorfe. Aber wegen seiner Großmutter hatte ihm der Bürgermeister immer Eingaben gemacht, und da war er beide Male freigekommen. Das Dorf hätte ja seine Großmutter auf Gemeindefosten unterstützen müssen, wenn sie den Buben zum Militär genommen hätten, da er der einzige Ernährer der Alten war. Vor seiner dritten Bestellung aber da starb die Großmutter, und nun wurde Hansl „genommen“. — O, das tat ihr weh! Denn jung waren sie alle beide, und — wie das so geschieht, sie hatten sich recht herzlich lieb gehabt.

Der Hansl mußte also eines Morgens mitmarschieren mit dem ganzen Trupp Burschen aus dem Dorfe, die alle mit Bändern und Blumen an den Hüften unter Vorantritt einer Musikbande den Marsch nach der Kreisstadt antraten. Alle jodelten und sangen, nur ihr Hansl schritt stumm und finster als Letzter im Zuge. —

Sie sah ihn noch, wie er, mit trauriger Miene Abschied nehmend, vor ihr stand und ihr heilig und teuer versprach, sich gut zu führen, damit er schon mit zwei Jahren freikäme. Auch er hatte gehebt, als sie ihm am Abend vorher verschämt und unter Schluchzen gesagt hatte, daß sie Mutter werden würde. Erst war er erschreckt zusammengefahren, dann aber hatte er laut aufjubelt und sie emporgehoben, als wenn er ein kleines Kind in seinen starken Armen hätte. Und er hatte sie gehezt und gelüßt und geschworen, daß er nun ganz gewiß seinen Dienst verrichten werde wie nur einer, damit ihm gar nichts passiere. Und dann hatten sie noch lange gefessen und Hand in Hand beraten, daß, wenn ihre schwere Stunde komme, sie zu ihrer alten Ruhme gehen und ihn als Vater des Kindes annehmen solle. Etliches Ererbtes und ein paar erparrte Markeln, die er und sie durch eifriges Haushalten zusammengebracht hatten, würden ihr über die schwerste Zeit schon hinweghelfen. Dann hatten sie gerechnet und herausgefunden, daß es bei sparsamer Wirtschaft auslangen würde, wenn sie noch bis zum nächsten Mai beim Kofbauern bliebe. Er brauche nichts und würde sich mit seinem Traktament schon einrichten, und wenn er dann freikäme, dann würde sofort geheiratet. Frühstündlich wehte der Oktoberwind, als sie ohne Zeugen Abschied nahmen für die lange, lange Zeit von wenigstens zwei Jahren. — Ach, es kam doch so ganz anders! Der Schmerz schüttelte ihren Körper bei der Erinnerung daran, und große, stille Tränen fielen auf ihr Büchchen, das mit dem Näschen an ihrer warmen Brust eingeschlafen war. Ja, es kam ganz anders! Singen und jubiliert konnte sie schon seit der Abreise ihres Hansl nicht mehr. Darum tuschelten später die Mägde im Dorfe hinter ihrem Rücken und auch die Knechte und Großbauernknechte, allen voran aber der Haussohn des Kofbauers, ihres Dienstherrn. Ja, sie hatten ihr eines nachts im März sogar einen Strohkranz über das Fenster gehängt und eine Strohpyramide an die Türe befestigt. Voller Schreck und Scham war sie fast ohnmächtig geworden über diesen Tort, den die Buben ihr antaten. Bald wurde auch im Dorfe durch die klatschenden und schadenfrohen Mägde bekannt, daß der stolzen Loni ein Strohkranz während der Nacht ans Fenster gehängt worden sei.

Sie hatte sich noch nicht einmal von ihrer Erstarrung befreit, als schon die Bäuerin schickte, sie solle sofort zu ihr kommen. „Kannst immerhin deine Sachen schon vorher packen“, sagte ihr die Überbringerin dieser Nachricht höhnisch, „die Bäuerin will kein solch verlobbeter Mensch behalten.“ Schluchzend folgte Loni der Weisung und begab sich zur Bäuerin. Diese hielt ihr eine Strafpredigt über die „Sünde“, die sie dem frommen Kooperator abgehört hatte, der darüber so schön predigen konnte, dann zahlte sie ihr den Lohn gar noch bis zum vollen Vierteljahr aus, und nun zeigte sie mit der Hand zur Türe, ihr befehlend, so schnell wie es nur ging den Hof zu verlassen. Weinend wollte sie die Bäuerin noch um Nachsicht bitten, aber das eifrige, kalte Gesicht derselben schredete sie davon ab. Lautlos vor sich hin weinend entfernte sie sich, als die Bäuerin ihr noch nachrief, daß der Kofhof zu gut sei, solche leichtfertige Dirne noch länger zu beherbergen.

Ihr Bündel war bald geschnürt, dann machte sie sich auf den Weg zu ihrer alten Ruhme, die in einem Dorfe mehrere Stunden weiter im Gebirge hauste und sich dort durch das Sammeln von Enzianwurzeln ernährte.

Unfähig schwer wurde ihr der Weg durch das Dorf, denn in jedem Hause war es schon als brüchwarmer Neugierigkeit bekannt, daß die stolze Loni heut früh einen Strohkranz bekommen habe und deshalb von der Bäuerin sofort mit Schimpf und Schande vom Hofe gejagt sei. Neugierige, schadenfrohe Blicke und auch Spotttrübe mußte sie sich auf diesem Marterweg durchs Dorf gefallen lassen, als sie mit niedergeschlagenen, rotgeweinten Augen an den Häusern vorüberging. Aus den ärmlicheren derselben tönte ihr dagegen aber auch hin und wieder ein mitleidiges „W'hat di Gott, Loni!“ nach.

Kaum konnte sie sich noch auf den Füßen halten, als sie vor dem Dorfe von der Straße abbog, sich in das junge, taufrische Gras des Waldbodens warf und bitterlich über ihr Unglück schluchzte und weinte. —

Wieder wurde der Körper der Armen bei diesem Gedanken von krampfhaftem Weinen geschüttelt, so daß sogar das Büchchen an ihrer Brust erwachte und mit seinen ungelenten Armchen verwundert in der Luft herumsuhr. Bald hatte sich jedoch der Kleine beruhigt, und das Näschen wieder fest an die warme Mutterbrust gedrückt, schlief er ein. Loni hatte bei ihrer Ruhme Aufnahme gefunden, und dort war auch ihr liebes kleines Hansl gekommen. In der Gemeindefreischreiberei hatte sie angegeben, daß sein Vater der Holzer-Hansl sei. Auch getauft war er worden, der kleine herzige Schein, und unter Tränen lächelte sie, als sie daran dachte, wie er dabei geschrien hatte. „Ja, er war ihrem großen lieben Holzer-Hansl so ganz aus den Augen geschnitten!“ Viehlosend strich sie über die runden Wangen des Kleinen und wehrte einigen Fliegen, die durchaus an Hansls Kopf

heran wollten. Eines Tages hatte man sie bald darauf auf das Gemeindeamt bestellt und ihr gesagt, daß sie nach ihrer Heimat müsse; man hätte schon ohnedies genug Arme in der Gemeinde. Auf ihre Einrede, daß sie doch der Gemeinde nicht zur Last falle, sondern rechtchaffen von ihrem Eigenen lebe und ihrer Ruhme helfe, wurde ihr bestimmt erwidert, daß man nicht so lange warten wolle, bis auch sie anfänglich sei wie ihre Ruhme, die von der Gemeinde unterstützt werde. In vierzehn Tagen müsse sie die Gemeinde verlassen haben. Auch von ihrem Hansl hatte sie Nachricht bekommen, als ihm durch die schreibkundige Hilfe der Baderfrau, die dem kleinen Hansl in die Welt geholfen hatte, dieses Ereignis mitgeteilt wurde. Ja, in der großen Stadt, so schrieb der Hansl, das sei ein Hundeleben, da placke sie einen bis auf Blut; aber aushalten wolle er jetzt erst recht, und da fast schon ein ganzes Jahr herum sei und er sich auch gut geführt habe, so hoffe er, daß er übers Jahr seinen kleinen Hansl und seine liebe Loni wiedersehe. Am Schlusse im Briefe hatte er dann vor Freude lauter „Juhus“ geschrieben. Dann war bald wieder so ein lieber Brief von Hansl gekommen, und von da ab keine Zeile mehr. Inzwischen hatte sie sich nach ihrem Heimatdorf aufgemacht, ihren lieben, herzigen Buben, der damals bereits drei Monate alt war, sanft und weich in ihren Armen tragend. Müde und matt war sie abends, als es schon dämmerte, ins Dorf gekommen. Um beim Bürgermeister vorzusprechen, war es schon zu spät; der sah gewöhnlich um diese Zeit schon beim Reiserwirt oder in der „Post“. Sie ging deshalb zu einer früheren Freundin, der Frau des „Weberseppels“, um bei dieser Unterkunft in die Nacht zu finden, die ihr von den armen, aber mitleidigen Leuten gern gewährt wurde. Wieder schluchzte sie, und ununterbrochen rannen ihre Tränen, als sie daran dachte, daß ihr hier im Hause von ihrer Freundin die schreckliche Nachricht wurde, daß ihr Hansl gar nicht mehr Soldat sei. Wegen Widerstand vor versammelter Mannschaft und tätlichen Angriff auf einen Vorgesetzten war er zu zwei Jahren Festung verurteilt und weit ins Land hinein, bis nach Ingolstadt, geschickt worden, wo er seine Strafe als Festungsgefangener abbüßte. Laut auf hatte sie damals vor Weh geschrien, als die Freundin ihr das erzählte, und auch der Weberseppel, ihr Mann, ein kerniger, fester Geselle, der neben seiner Leinwandweberei für die Bauern auch noch das Gewerbe eines Bergführers betrieb, auch der hatte durch einen kräftigen Faustschlag auf den Tisch seinem Zorn über die Behandlung des Holzer-Hansl beim Militär Ausdruck gegeben. Hier erfuhr sie nun weiter, wie das Unwetter über ihren Hansl heringebrochen war.

Hansl hatte sich als ein aufgeweckter Bursche bald die Achtung seiner Vorgesetzten und Kameraden erworben. Nur einer aus dem Dorfe, der mit einigen anderen aus seiner Heimat in seiner Kompagnie stand, war nicht gut auf Hansl zu sprechen. Das war der Girtl, eines Großbauern Sohn, mit dem der Hansl sowieso nicht gut Freund war, weil ihm das prothige Wesen des Burschen zuwider war. Dieser brachte eines Tages, als er von Urlaub zurückkehrte, die hämische Neuigkeit mit, daß der stolzen Loni Strohkranz und Pyramide an Türe und Fenster gehängt worden sei. Das ganze Dorf sei voll davon, wie er boshaft erzählte, und die Loni sei mit Schimpf und Schande vom Kofhof gejagt worden und habe das Dorf verlassen. Wahrscheinlich suchte sie jetzt schon irgendwo auf der Landstraße einen zweiten Vater für den Buben, den Bastard, dessen Vater in der Kompagnie stecke“ usw. Daran schlossen sich von nun an Sticheleien und Spitzreden, die endlich den Hansl aufmerksam machten.

Eines Abends, als die Korporalschaft Hansls unter der Aufsicht des Unteroffiziers ihre Gewehre reinigte, stimmte Girtl, der darauf brannte, es dem Hansl klar zu machen, daß er um die „Schande der Loni“ wisse, ein Trübsied an, obwohl ihm einige seiner Kameraden davon heimlich abriet. Er wollte aber durchaus den Hansl ärgern, der voller Seligkeit über seine Loni und seinen kleinen Buben war.

Hansl, der zuerst nicht recht klug wurde aus dem Schicksal, merkte doch bald, daß das Lied auf ihn gemünzt war; der Zweck der Sticheleien wurde ihm um so deutlicher, als bald einige andere boshafte Kameraden den Girtl mit verstoßener Freude aufmunterten. Dadurch kühner geworden, sang Girtl jetzt:

„Und die stizam folge Loni,  
Hat an Strohkranz an d'r Türe.  
Doch dem Hansl sei Vastard,  
D'r kann sicher nie dafür.“

„Meinst du mein Dirndl und mein Buabn?“ rief da der Hansl plötzlich, vor Girtl hinspringend, mit wilder Stimme. Girtl gab trotzig zur Antwort: „Und wenn's so wäre!“ Aber kaum hatte er gesprochen, als Hansls schwere kräftige Faust den Buben zwischen die Augen traf, daß er wie vom Blitz gefällt zu Boden stürzte.

Hansls Kameraden mischten sich jetzt ein, um weitere wohlverdiente Schläge von Girtl abzuwenden, und auch der Unteroffizier kam eilig hinzu und gebot Ruhe. Hansl aber, in seiner fast zur Bewußtlosigkeit gesteigerten Wut über den seiner Loni und seinem Buben zugefügten Schimpf, machte sich mit geringer Anstrengung von den Händen der Kameraden frei und schleuderte die ihn Haltenden in alle Winkel der Stube. Dabei kam natürlich auch sein Unteroffizier zu Falle. Inzwischen kam, durch den Tumult herbeigerufen, der die Aufsicht führende Offizier hinzu, und dieser sah gerade noch, wie sich der Unteroffizier mit schmerzenden Gliedern vom Boden erhob und wie Hansl dem bewußtlos daliegenden Girtl ins Gesicht spie. Dann wandte sich Hansl wieder ruhig an seine Arbeit. —

(Fortf. folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Hr. Maria Jettin (Hundel), Wilhelmshöhe  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.